

Die Brüder Wang und die Boxer.

168



GM

7651

S756

B8

Herder & Co. — Freiburg im Breisgau.

Aus fernen Landen.

Eine Sammlung illustrierter Erzählungen
für die Jugend.

Neunzehntes Bändchen:

Die Brüder Yang und die Boker.

Freiburg im Breisgau.
Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung.
Berlin, Karlsruhe, Köln, München, Wien, London, St. Louis Mo.



Der Kleine Yang-te-to reichte geschäftig die Weidenzweige. (S. 3.)

Die Brüder Yang und die Boxer.

Eine Erzählung aus den jüngsten Wirren in China.

Von
Joseph Spillmann S. J.

Zehnte bis dreizehnte Auflage.
23.—32. Tausend.

Mit sechs Bildern.

Freiburg im Breisgau.
Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung.
Berlin, Karlsruhe, Köln München, Wien, London, St. Louis Mo.

Inhalt.

	Seite
1. Die Fischerhütte am Ta-lo-See (mit Bild)	1
2. Der Better Schan (mit Bild)	10
3. Das Rinderschiff (mit Bild)	16
4. Die Fahrt nach Hian-hien	26
5. Zehn Jahre später	33
6. Das Dekret der Kaiserin (mit Bild)	40
7. Die Boyer kommen	48
8. Der erste Sturm	56
9. Ein Werk der Barmherzigkeit	65
10. Der zweite Sturm (mit Bild)	73
11. Der Entsatz	78
12. Wiederum belagert	82
13. Die Entscheidung in Tientfin (mit Bild)	90

Alle Rechte vorbehalten.

1. Die Fischerhütte am Ta-lo-See.

Etwa 260 km südöstlich von Peking in der Provinz Scheli liegt der See Ta-lo-tse. Sein Abfluß, der Hu-to-ho, mündet nach einem Laufe von rund 200 km in nordöstlicher Richtung bei Tien-tsin in den Pei-ho. Meine jungen Freunde können nach diesen Angaben auf ihrem Schulatlas die Stelle leicht finden, wo diese Erzählung beginnt, auch wenn der See auf kleineren Karten nicht verzeichnet ist.

Der Ta-lo mißt über 10 Stunden in der Länge und mag im Durchschnitte wohl 2—3 Stunden breit sein, ist also nicht sehr viel kleiner als unser Bodensee. Was landschaftliche Schönheit angeht, kann er sich aber mit diesem gar nicht messen; denn während den herrlichen blauen Spiegel des Bodensees ein Kranz von grünen Hügeln und schönen Bergen umschlingt, über welche im Süden die stolzen Gipfel des Säntis und die eisgekrönten Gletscher der Hochalpen aufsteigen, liegt der See Ta-lo in einer zwar fruchtbaren, aber einförmigen Ebene. Stunden und Stunden weit zwischen Dämmen nichts als Reisfelder, die einen guten Teil des Jahres unter Wasser stehen müssen. Die Ufer selbst sind vielfach sumpfig und weit in den See hinaus mit Schilf und Binsen bewachsen, so daß die Umwohner die breite Wasserfläche kaum zu Gesicht bekommen und nur selten,

bei ganz durchsichtiger Luft, im fernen Westen die Grenzgebirge der Provinz Schansi erblicken.

Nicht weit von der Stelle, wo am Ostende des Sees der Hu-to-ho (ho heißt Fluß) ausströmt, streckt sich eine Landzunge in das Wasser des La-lo hinein. Auf ihrer äußersten Spitze hatte ein armer Fischer seine Hütte gebaut. Die Wände bestanden aus Flechtwerk, zwischen welches Wehm gestopft und geknetet war, das schiefe Dach aus Reisstroh. Doch sah das elende Gebäude ganz malerisch aus; denn das Dach war fast über und über mit gelbem und grünem Moose in allen möglichen Schattierungen bewachsen, und da und dort schaute das altersgraue Stroh, hin und wieder mit ein paar neuen Wischen geflickt, aus diesen wundervollen hängenden Moozwiesen heraus. Und darüber schwanke im Winde das hellgrüne Gezweig eines hohen Bambusbusches, Schatten spendend und Schutz gegen den Wind, der manchmal scharf über den weiten See blies.

Vor etwa zehn Jahren hauste in dieser Hütte der alte Fischer Yang-te-lang mit seinem Weibe und einer ganzen Schar von Kindern. Die beiden ältesten Knaben, Yang-te-min und Yang-te-han, konnten dem Vater schon beim Fischfang etwas beistehen. Die zwei nächstfolgenden Kinder waren Mädchen und halfen der Mutter die alten Netze flicken und neue stricken. Dann kamen wieder zwei Knaben, Yang-te-to und sein um ein Jahr jüngeres Brüderchen Yang-te-lo; und endlich waren in ganz jüngster Zeit noch zwei winzig kleine Mädchen gekommen, ein Zwillingspaar. Die hatten noch keinen Namen und konnten noch nichts tun, als abwechselnd schlafen und nach Nahrung schreien.

Gerade jetzt schreien die beiden wieder um die Wette, und der alte Yang-te-lang, der vor seiner Hütte im Schatten des Bambusbusches eine Keuse flickte, war darob nicht sehr erbaut. „Ich weiß nicht, wie das kommt“, brummte er vor sich hin, „daß die Geister, welche die Kinder und Enkel verteilen, mir diese beiden Schreihälse ins Haus gebracht haben!“

„Die guten Geister haben sich vielleicht geirrt“, sagte der kleine Yang-te-to, der neben dem Vater stand und ihm die Weidenzweige geschäftig darreichte, mit denen derselbe die alte Keuse flickte. „Sie hätten die kleinen Schwesterchen vielleicht unserem reichen Vetter Schan bringen sollen, der nur einen Knaben und gar keine Mädchen hat.“

„Meiner Treu, du bist ein kluger Knirps für deine sechs Jahre; sie werden sich geirrt haben!“ lachte der Vater. Aber es war ein trauriges Lachen. Der kleine Knabe merkte das, so jung er war. Er schaute mit seinen ein ganz klein wenig schief geschlitzten Chinesenaugen den Vater fragend an und sagte endlich: „Sollen wir vielleicht die beiden kleinen Schwesterchen zum Vetter Schan tragen und ihm erklären, die Kindergeister hätten sich geirrt? Soll ich mit meinem Brüderchen zu ihm gehen und ihn fragen?“

„Was du für Einfälle hast!“ sagte der Fischer, an seiner Keuse flüchtend und flüchtend. „Weißt du, was der Vetter Schan täte, wenn er die beiden kleinen Mädchen ins Haus beläme? Hast du noch nichts vom Kinderturm von Ai gehört?“

„O Vater!“ rief der Knabe erschrocken, „dahin würde sie Vetter Schan doch nicht bringen? Ich bin einmal dort ge-“

wesen mit meinem ältesten Bruder Min, und er hat mir das Loch gezeigt, wo böse Menschen die kleinen Mädchen hineinwerfen, die sie nicht behalten wollen. Aber das ist eine große Sünde! In der Pagode zu Ki sieht man an die Wand gemalt, wie diejenigen von schrecklichen Schlangen und Drachen zerbissen werden, welche die kleinen Kinder ums Leben bringen. Ich konnte nachher vor Angst kaum einschlafen, und die greulichen Untiere kamen mir im Traume vor. So etwas Schreckliches wird doch der Better Schan nicht tun, obgleich er mich immer mit bösen Augen ansieht und fast jedesmal mit dir zankt, wenn er zu uns herüberkommt.“

„Nun, du magst recht haben, daß es ein Frevel ist, die überzähligen Mädchen in den Kinderturm von Ki zu werfen“, gab der Fischer zu. „Aber es ist eben doch alte chinesische Sitte, und das verstehst du nicht. Du weißt eben noch nicht, wie schwer es einem armen Manne wie deinem Vater wird, so viele hungrige Mäuler Tag für Tag zu stopfen und so viele Kinder zu bekleiden. Den Haufen Reis, den ihr esset, müssen wir dem Better Schan teuer bezahlen; denn wir haben ja kein Reisfeld. Und für die Fische, die deine Brüder und ich fangen, bekommen wir in der Stadt nur wenige Sapelen (Pfennige). Auch fällt der Fang von Jahr zu Jahr elender aus.“

„Das hat mir die Mutter schon gesagt, daß der Reis so teuer sei!“ seufzte der Knabe, „und ich habe mich auch angestrengt, weniger davon zu essen und statt dessen Frösche und kleine Fische. Aber weißt du, wenn ich so viele kleine Fische esse, dann gibt es immer weniger große Fische im

See, und dann esse ich den Reis auch viel lieber als die Frösche. Und ich denke, je mehr Reis ich esse, desto rascher werde ich groß und stark und kann dir beim Fischen helfen. Warte nur, bis mein Brüderchen Lo und ich so stark sind, daß wir rudern und die Reusen aus dem Wasser heben können! Dann machen wir uns einen zweiten Kahn und dann fangen wir gerade doppelt so viel Fische und gewinnen also auch doppelt soviel Sapelen als jetzt. Dann brauchen wir nicht mehr zu sparen und zu darben und dann sollst du und Mutter es gut haben. Die vier Schwestern stricken die Netze, und die vier Brüder fangen die Fische, und du fährst mit der Mutter bei schönem Wetter auf dem See spazieren oder rauchst den ganzen Tag zu Hause deine Pfeife, wenn es draußen gerade windet und regnet.“

So plauderte der Knabe, daß sein Vater trotz der schweren Sorgen, die ihm auf dem Herzen lasteten, lachen mußte. „Lo, du bist ein braver Junge“, sagte er, von der Arbeit aufstehend, „und der Himmelsherr wird dich segnen, wenn du an deinen Eltern die Kindespflicht also gut erfüllst. Die Reuse ist nun fertig. Jetzt schau dich mal um, ob deine älteren Brüder mit ihrem Kahne noch nicht zurückkommen. Wo ist denn dein kleiner Bruder Lo?“

„Er schaut der Mutter zu, die den Reis kocht; denn er will ein Koch werden, weil er meint, so werde er am wenigsten Hunger leiden. Aber schau, da kommen Min und Han mit dem Schiff durch die Binsen! O weh, was machen die für Gesichter! Sie hatten gewiß wieder Unglück beim Fischfang.“

Der alte Yang und sein Knabe eilten die paar Stufen an dem Strand hinab, wo an einer geschützten Stelle auf

morschen Pfosten eine elende Schiffshülte stand. „Bringt ihr nichts nach Hause?“ fragte er, das Lau ergreifend, das ihm Min, der älteste, geschickt zuwarf, und dasselbe um den Pfosten schlingend.

„O ja, mehr als dir lieb ist!“ antwortete Min ärgerlich.

„Drei elende Schwänzchen von Weißfisch und statt des neuen Netzes ihrer zwei“, suchte Han zu scherzen.

„Was? das neue Netz zerrissen?“ rief erschrocken der Vater. „Da habt ihr Hiebe verdient, und ihr würdet sie auch bekommen, wenn ihr der Rute nicht entwachsen wäret.“

„O Vater, zürne nicht! Es tut uns ja leid genug, und wir konnten nichts dafür. Irgend ein böser Geist hat einen alten, ästigen Baumstrunk in das Netz hineingehegt. Wir meinten zuerst, es sei von Fischen so schwer, und freuten uns schon auf den reichen Fang. Dann aber, als es anfang zu reißen, merkten wir die Bescherung. Ich mußte hinabtauchen und es mit dem Messer losschneiden, sonst hätten wir es gar nicht mehr nach Hause gebracht. So solltest du uns eigentlich loben, anstatt tadeln“, verteidigte sich Han. „Die Schwestern können es ja wieder zusammenflicken!“

„Han hat recht“, sagte sehr mürrisch der älteste Sohn. „Anstatt uns zu schelten, solltest du das Unglück abwenden, das über unser Haus gekommen ist. Du weißt, was ich meine, Vater, und was der alte Bonze gesagt hat.“

„Daß unsere kleinen Schwesterchen an einem Unglückstage geboren seien?“ fragte Han lachend. „Wer wird dem alten Lügenbonzen noch ein Wort glauben, nachdem er uns letztes Jahr mit dem versprochenen Fang also belogen hat!“

„Aber er gab nachher den Grund an, weshalb wir nichts fingen: weil der Schatten des fremden Teufels über unser Netz fiel“, erwiderte Min. (Mit dem Schimpfworte „fremder Teufel“ oder „Teufel aus dem Westen“ bezeichnen die Chinesen alle Europäer und ganz besonders die Missionäre.) „Und du kannst nicht leugnen, daß uns kein anständiger Fisch mehr angebissen hat oder ins Netz ging, seit die beiden Schreihälse oben in unserem Hause Tag und Nacht trahen.“

„Meint ihr denn, die Fische hörten es, wenn unsere kleinen Schwesterchen weinen, und flüchteten deshalb an das andere Ufer?“ fragte Lo ungläubig die Brüder. „Mutter hat gesagt, ihr zwei und die Mädchen und der kleine So und ich hätten gerade so laut und oft geweint, als wir Wickelkinder waren, und trotzdem seien die Fische nicht fortgeschwommen. Ja gerade damals, als ich so klein war und Tag und Nacht schrie, hat der Vater den großen 30pfündigen Fisch gefangen, für den ihm der Tao-tai (Bürgermeister) fünf Taels (etwa 20 Mark) bezahlt hat.“

„So ist es“, bestätigte der Vater, setzte jedoch, sich hinter dem Ohre krazend, nachdenklich bei: „Du bist aber auch von Jugend auf ein Glückskind gewesen, während diese unseligen kleinen Wesen in der Tat unter einem unheilvollen Stern geboren scheitern, so daß der alte Bettelbonze mit seiner Prophezeiung am Ende doch wohl recht hat! Nun denn, kommt heim mit eurem herrlichen Fange!“

Die beiden Brüder sprangen also aus dem Rahne an den Strand. Min trug in einem Handneze die drei elenden Weißfische, jeder kaum ein Viertelpfund schwer, und Han

die Stücke des unglücklichen Netzes. Der kleine To war ihnen vorausgelaufen, um ihre Ankunft und ihren Mißerfolg zu melden. So stand die Mutter, in jedem Arme ein Wickelkind, mit den beiden Schwesterchen und To, der sich an ihrem Kleide festhielt, vor der Türe, als Han und Min mit dem Vater herankamen.

Han, der dem Unfall gern eine komische Seite abgewonnen hätte, spreitete das elend zerfetzte Netz auf dem Boden aus und machte dann vor den beiden Schwestern, die etwa 12 oder 13 Jahre alt waren, einen tiefen Bückling wie vor der Frau eines hochgestellten Mandarins. Dann sagte er: „O ihr geschicktesten aller Strickerinnen und Flickerinnen! Hier habt ihr einmal einen Gegenstand, würdig eurer Kunst, und ich hoffe, ihr werdet euch geziemend bei uns bedanken für die Ehre, daß wir euch Gelegenheit zu einem solchen Meisterwerke verschafften.“

Die beiden Mädchen verdrehten aber beim Anblick des Schadens ganz erschrocken ihre Schlitzauglein, hoben die Hände gen Himmel und riefen: „O Mutter, o Bruder Han und Bruder Min! das schöne neue Netz! Wie sollen wir es flicken können! Und haben nicht einmal mehr Strickschnur in der Hütte!“

„Nun, nun, Kinder, es wird sich wieder machen lassen“, tröstete die Mutter. „Aber du mußt morgen To in die Stadt schicken, daß er für 100 Sapeten (etwa 1 Mark) Schnur holt.“

„100 Sapeten!“ seufzte der alte Fischer, „und ich schulde dem Better Schan seit drei Jahren den Zins!“

„Kommt jetzt essen!“ sagte die Mutter. „Der Reis ist gekocht, und während wir ihn verzehren, werden auch die Fischchen gar sein.“ Damit trat sie in das Innere der Hütte. Der kleine To aber, der sich bis jetzt mit der Linken krampfhaft am Rocke der Mutter festgeklammert hatte, während seine dicken Lippen am Daumen der rechten Hand saßen, lief ihr jetzt geschwind voran und rief: „Essen, essen! Und To den dicken Fisch bekommen, weil er mit Mutter locken.“

2. Der Fetter Mann.

Das Innere der Hütte war für die Wohnung eines armen Chinesen recht artig eingerichtet und reinlich gehalten. Zwar grunzte in einer Ecke hinter einer Art Zaun ein Schwein, und die kleinen Ferkelchen, welche zwischen den Stäben des Verschlags durchkommen konnten, liefen quietend in der Stube umher. Auch ein paar Hennen, die sich abends über dem Schwein auf Stangen zur Ruhe setzten, trippelten über den festgestampften Lehm Boden und flatterten wohl auch auf die Bänke und den Tisch, gierig jedes verlorene Reiskörnchen aufspickend. Aber die Frau Yang hielt trotzdem auf Ordnung, und ihre beiden Töchterchen mußten fleißig den Rehrbesen handhaben. So war alles recht hübsch und nett, als der alte Fischer in seine Hütte trat, ja schöner und wohlicher, als es die meisten seiner Standesgenossen hatten.

An der weißgetünchten Wand der Türe gegenüber waren zwei Bilder befestigt. Sie stellten, auf grobes Reispapier mit grellen Farben gemalt, leider chinesische Götzen dar. Der eine war Dschen-Hoang, der Beherrscher der Erde, der andere Tien-Hoang, der Beherrscher des Himmels. Der Erbkönig saß auf einem Throne und war in knallgelbe und brennendrote Gewänder gehüllt; auf dem Kopfe trug er einen bunten Hut mit gemalten Edelsteinen, in den beiden zu einer Faust geschlossenen Händen ein kurzes Schwert. Das auffallendste

an ihm waren die großen Glozugen, die dicken Augenbrauen und namentlich der fürchterliche schwarze Schnurrbart, dessen Spitzen bis auf die Füße hinabreichten. Der Himmelskönig dagegen war lange nicht so reich gekleidet als der Erdbherrscher. Er trug keine Krone und überhaupt nichts am Leibe als ein Schultermäntelchen von bunten Vogelfedern und einen Lebdenschurz, der gleichfalls schuppenartig aus Federn hergestellt war und ihm bis an die Kniee reichte. Die nackten Beine streckte er weit von sich, und seine Hände hielten einen kleinen achteckigen Spiegel. Rechts und links von seinem Throne standen zwei himmlische Genien, die ihm Beifall klatschten. Aber an den Säulen neben diesen beiden Götzen wanden sich greuliche Drachen hinauf, die ihre mit spitzen Zähnen besetzten Kachen weit aufrißen und sowohl den Erbkönig wie den Himmelsbeherrscher zu verschlingen drohten.

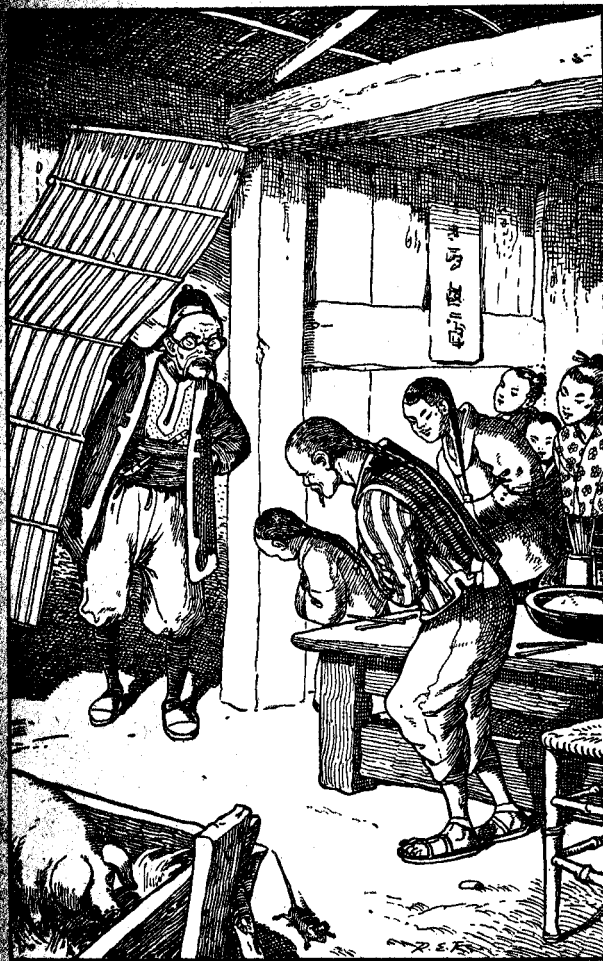
So hatte diese Bilder oft mit Grausen angesehen und zur Mutter gesagt: „Ich möchte nicht einer dieser großen Götter sein!“ Aber er war gelehrt worden, nichtsdestoweniger wie alle seine Geschwister diesen abscheulichen Bildern göttliche Ehre zu erweisen, und so verneigte er sich vor ihnen tief, bevor er sich mit den übrigen zu Tisch setzte.

Auch der Ahnentafel bezeugten alle durch tiefe Verbeugung göttliche Ehre. Die Ahnentafel des armen Fischers Yang bestand freilich nur aus einem Streifen gelben Papiers, auf welches ein Bronze mit dem Tuschkopfe sechs chinesische Buchstaben geschrieben hatte, die also zu lesen waren: Yang-tse-schu-tsong-schen-wei, d. h. Tafel | der Geister | der Ahnen | der Familie | Yang | ihre Wohnung. Die Chinesen betrachteten nämlich die Seelen ihrer Eltern und Vorfäter als

göttliche Wesen, denen sie an bestimmten Tagen Opfer darbringen; sie meinen auch, diese Seelen hielten sich in oder bei der Ahnentafel auf, die in jedem Hause den Ehrenplatz erhält. So setzten sich denn die guten Fischerleute nicht an den Tisch, bevor sie den Ahnen und den Götzen Anbetung bezeigt und auf diese Weise, so gut sie es in ihrer heidnischen Verblendung verstanden, ihre religiöse Pflicht erfüllt hatten.

Am Tische hatten alle ihren bestimmten Platz, am oberen Ende der Vater mit den Knaben, am unteren Ende die Mutter mit den Mädchen. Die beiden Wickelkinder aber, die inzwischen eingeschlafen waren, lagen in ihrer Wiege, d. h. in einer Art von Trog, der wie eine Schaufel mittels Stricken an den Dachsparren hing, und pendelte sanft hin und her. Die Mutter stellte jetzt den Reistopf auf den Tisch, und der Vater teilte jedem in die kleine mit Lack bemalte Holzschüssel seine Portion zu. Der Reis ist dem Chinesen das tägliche Brot, namentlich den Armen, die kaum etwas anderes auf den Tisch bekommen. Alle griffen nun zu den Holzstäbchen, die den Chinesen als Gabeln dienen, und begannen zu essen. Sie verstanden die zwei Stäbchen so geschickt zu gebrauchen, daß kaum ein Körnchen Reis auf den Boden fiel; nur der kleine So wollte sie beiseite legen und mit seinen dicken Fingern zugreifen, als ihm, zur Freude der rasch herbeispringenden Hühner, eine Ladung verunglückt war. Die Mutter schalt ihn aber, und halb weinend griff er wieder zu den zwei Stäbchen.

In diesem Augenblicke wurde die Strohmatte, welche die Haustüre vertrat, beiseite geschoben, und ein kleiner, magerer



„Der Herr Better Chan!“

Mann mit vielen Runzeln in seinem gelben Gesichte trat ein. Er trug eine große runde Hornbrille auf der stumpfen Nase und schaute mit seinen schiefgeschlitzten Auglein nicht sehr freundlich auf die kleine Tischgesellschaft.

Mehr erschrocken als erfreut erhoben sich alle, um den Gast zu begrüßen.

„Der Herr Better Schan!“ rief der Fischer und machte, eine Verwünschung murmelnd, seinen tiefften Büdling. Alle Kinder mußten ihn ebenso begrüßen. Der kleine So benutzte die Gelegenheit, um rasch eine tüchtige Faust voll Reis in seinen Mund zu stopfen; da er ihn aber in der Eile hinunterwürgen wollte, wäre er bei der Verbeugung beinahe erstickt. Der Herr Better sah es und trommelte ihm so heftig auf den Rücken, daß der Knabe in helles Weinen ausbrach, sobald er wieder etwas Luft bekam. Darob erwachten die beiden Wickelkinder in ihrer Wiegenschaukel und stimmten sofort in das Weinen des Brüdchens mit ein.

„Hoho!“ sagte der Herr Better Schan, seine Ohren zuhaltend. „Das geht ja lustig her bei Euch, Better Yang! So reichlich Reis, daß die Buben daran ersticken, und zwei neue Schreihälse, die auch gefüttert sein wollen! Ihr müßt ja gut bei Geld sein, und ich wundere mich nur, daß Ihr mir den fälligen Zins wieder nicht entrichtet habt! Hättet mir dadurch einen Gang von 5 St (etwa $\frac{1}{2}$ Stunde) erspart!“

„O Herr Better, würdigt Euch doch zuerst an meinem armen Tische einen bescheidenen Bissen —.“

„Nicht, solange ich diese Schreihälse höre! Es verdirbt mir den besten Appetit.“

Die gute Frau Yang nahm also die beiden Wickelkinder aus der Wiege und ging mit ihnen an das Seeufer hinab. Dann ließ sich der Herr Better erbitten, am Tische den Ehrenplatz einzunehmen, leerte in unglaublich kurzer Zeit den Reiskopf und verschlang den dicksten Fisch, auf den sich der kleine Lo so gefreut hatte. Seiner Hoffnung beraubt, schlich sich der Knabe weinend aus der Hütte zur Mutter; Lo und die beiden Mädchen folgten ihm, so daß nur Yang mit seinen beiden ältesten Söhnen bei dem unliebten Gast zurückblieb.

Sobald nichts mehr zu essen auf dem Tische war, wuschte sich der Herr Better den strohgelben Schnurrbart und verlangte Bezahlung der rückständigen Schuld von 45 Taels (etwa 200 Mark).

„Herr Better, habt Erbarmen! Ich besitze nichts als die Hütte, den alten Kahn und die Reusen und Netze!“ flehte der alte Fischer. „Wenn Ihr das alles verkaufen laßt, so bekommt Ihr keine 20 Taels, und wovon sollen wir dann leben? Vielleicht geben mir die Götter Glück, daß ich bis zum Neumond ein paar recht schwere und gute Fische fange; dann kann ich Euch den fälligen Zins bezahlen.“

Der Herr Better verlangte aber nicht nur den Zins, sondern die ganze Schuld, da er das Geld viel vorteilhafter anlegen könne, und wollte sich lange nicht erweichen lassen. Endlich stellte der Wucherer folgende Bedingungen: 1. Die 3 Taels, die der Fischer erspart hatte, steckte er sofort ein, nicht als Abschlagszahlung auf die Schuld, sondern als „ein freies Geschenk“ für seine große Milde, daß er dem Better nicht pfänden lasse. 2. Das Schwein nahm er für 5 Taels

als Zahlung an. 3. Die beiden Söhne Min und Han sollten die nächsten Wochen auf seinen Reisfeldern umsonst die Schöpfmaschinen treiben, und 4. die beiden Wickelkinder mußten in den nächsten Tagen „verschwinden“.

„Nur ganz reiche Leute können sich den Luxus erlauben, so viele Mädchen zu haben“, sagte der Geizhals. „Es ist das eine wahre Sünde an mir, Eurem Gläubiger, und ich bestehe darauf, daß ich die beiden Wesen bei meinem nächsten Besuche nicht mehr finde. Wozu steht denn der Kinderturm zu Ki?“

Han wollte zwar von der Beseitigung der beiden kleinen Schwesterchen nichts hören; Min aber redete der grausamen Sitte das Wort, weil er die Kinder als Unglückswesen betrachtete. So gab der arme alte Yang, wiewohl mit Tränen in den Augen, dem grausamen Better endlich das Versprechen, die beiden kleinen Mädchen zu opfern. Doch die Schutzengel wachten über die armen Wickelkinder, und ihr Los sollte ein ganz anderes sein, als es ihnen der böse Better schon zugebacht hatte.

3. Das Kinderschiff.

Als der Vetter Schan die Fischerhütte mit dem Versprechen, unter den angegebenen Bedingungen vorläufig keine Pfändung vorzunehmen, endlich verlassen hatte, blieb der alte Yang mit seinen zwei Söhnen noch eine gute Weile schweigend am Tische sitzen. Der Vater machte ein gar trübes Gesicht und seufzte über die Härte seines Verwandten. „Er hat uns die 3 Taels, die ich mir so sauer ersparte, ja geradezu gestohlen“, klagte er.

„Und das Schwein ist doppelt so viel wert!“ sagte Min.

„Wie wäre es, wenn ich es morgen auf den Markt nach Hian-hien brächte?“ fragte Han. „Wir würden dann statt des Tieres dem Vetter die 5 Taels geben, die er es schätzte, und den Rest für uns behalten.“

„Und würden dann übermorgen gepfändet und könnten als Bettler durchs Land ziehen und Hungers sterben“, sagte kopfschüttelnd der Vater. „Nein, nein, ohne mein Schiff und meine Neze kann ich nicht leben. Der Vetter hat uns nun einmal in der Hand. Mögen ihn die Götter für seine Hartherzigkeit strafen!“

„Sollten wir ihn nicht beim Lao-tai verklagen? Wenn wir diesem das Schwein schenken, verhilft er uns vielleicht zum Recht und schützt uns gegen den Wucherer“, meinte Han.

„Ein Mandarin einen Armen gegen einen Reichen schützen —! Wo denkt ihr hin, Kinder? Da kämen wir vom Regen in die Traufe! Es bleibt uns nichts übrig, als daß ihr morgen dem Vetter das fette Schwein nach seinem Hofe treibt, wo er deren Duzende hat, und dann die nächsten Wochen ohne Lohn für ihn arbeitet. Ich will mich inzwischen mit dem kleinen Lo behelfen. Und in den nächsten Tagen trage ich die armen Würmer nach dem Kinderturm — möge es der Vetter beantworten! Aber sagt der Mutter nichts davon. Sonst gibt es ein endloses Gejammer. Ist es vorbei, so mag sie etwas weinen und wird sich nachher trösten lassen.“

Die Weisung, daß sie der Mutter die grausame Tat verschweigen sollten, war umsonst; denn die arme Frau hatte den Entschluß ihres Mannes gehört. Sobald sie den Vetter Schan die Hütte verlassen sah, wollte sie die Kinder, welche sie inzwischen wieder in den Schlaf gekullt hatte, in ihre Schaukelwiege zurückbringen. Da vernahm sie, als ihre Hand eben die Strohmatten an der Lüre zurückschieben wollte, das schreckliche Wort vom Kinderturm.

Wie ein Dolch drang es durch ihr Mutterherz. Sie mußte sich auf der Bank vor der Lüre niedersetzen. „Dachte ich es mir doch, daß der böse Vetter diesen Frevel verlangen werde!“ seufzte sie. „Ich sah es seinen grimmig funkelnden Augen an, mit denen er euch durchbohrte, ihr armen, lieben kleinen Wesen ihr! Ach, ach, was kann ich tun, um euch zu retten? Lieber laufe ich mit euch davon, als daß ich euch in das schreckliche Loch des Kinderturmes werfen lasse!“

Und die gute Frau dachte allen Ernstes daran, mit den beiden Kindern zu einer alten Ruhme jenseits des Sees zu fliehen. Aber dann erinnerte sie sich, wie arm dieselbe sei und daß sie wohl samt den kleinen Wesen verhungern müßte. Auch konnte sie den Gedanken nicht ertragen, ihre andern Kinder und den Mann zu verlassen, der ihr in all ihrer Armut ein treuer Gefährte gewesen war, und den sie doch liebte, obgleich er jetzt, von dem elenden Bettler gezwungen, die Zwillinge opfern wollte. „Nein, nein“, sagte sie mit Tränen, „fortlaufen kann ich nicht! Aber um des Himmels willen — was kann ich tun, um sie zu retten?“

Obgleich die arme Frau von einem allgütigen und allbarmherzigen Gott, der die Lilien des Feldes kleidet und die Vögel des Himmels ernährt und ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt, in ihrem trostlosen Heidentum nichts wußte, so flog doch der Angstschrei ihres Mutterherzens wie ein Gebet über die Wolken empor, und die göttliche Vorsehung hatte ihr Hilfe in der Not schon bereitet.

Noch saß die Mutter mit den beiden Kindern im Arm weinend und verzagend auf der Bank vor der Hütte, da kamen die beiden Mädchen mit dem kleinen Brüderchen in aller Eile und ganz erschrocken vom nahen Strande heraufgelaufen.

„Mutter, Mutter, ein großes Schiff und ein härtiger Mann!“ rief der kleine Lo außer Atem.

„Und weiße Frauen darin mit steifen Tüchern um den Kopf!“ berichteten die beiden Mädchen.

„Ich glaube, es sind die Geister, welche Kinder und Enkel verteilen“, sagte Lo. „Denn ich hörte ganz deutlich

Kindergeschrei aus dem Schiff. Sie bringen uns am Ende noch ein paar Brüderchen und Schwesterchen!“

„Das fehlte auch noch!“ rief der alte Fischer, der mit den beiden Söhnen rasch aus der Hütte trat, sobald er Lo rufen hörte, daß ein Schiff ankomme.

Alle eilten nun die Treppe hinab an den Strand, Yang mit den beiden halbgewachsenen Burschen voraus und die Mutter mit den übrigen Kindern hindendrein, neugierig zwar, aber nicht ohne Furcht und bereit, vor den fremdartigen Menschen im Falle der Not in das dicke Bambusgebüsch zu entspringen.

Die Leute im Schiffe würden die Landungsstelle wahrscheinlich kaum bemerkt haben, hätte nicht das Geschrei der flüchtenden Kinder ihnen dieselbe gezeigt. Nun fuhrn sie durch die offene Wasserstraße zwischen den zu beiden Seiten weit in den See hinausreichenden Binsen gerade auf die Hütte Yangs zu. Sie waren nur mehr ein paar Schiffslängen vom Lande entfernt, als der alte Fischer mit den Seinigen das Ufer erreichte. Nicht ohne einiges Zagen rief dieser den fremden Steuermann an, der durch den langen Bart den kleinen Lo so sehr erschreckt hatte.

„Das ist kein Chinese, Vater!“ sagte Min. „Sieh nur das weiße Gesicht und die lange Nase! Das ist einer dieser verwünschten Fremdlinge, die unsern Göttern verhaßt sind. Wir sollten ihn gar nicht landen lassen.“

Der Mann am Steuer grüßte aber ganz freundlich auf gut Chinesisch, und die Rudertnechte waren gewiß echte Chinesen, und ehe der alte Yang wußte, was er sagen sollte, war der Mann mit dem großen Barte und der langen

gebogenen Nase schon ans Ufer gesprungen und schaute mit seinen blauen Augen, die den Chinesen ebenfalls etwas ganz Unbekanntes waren, die Kinder so freundlich an, daß der kleine Lo sich ein Herz nahm und zu dem Fremden hintrat. Der gab ihm ein großes Stück Kandiszucker und den Mädchen eine Handvoll himmelblauer und roter Glasperlen, und hatte sich so in wenigen Augenblicken die junge Welt befreundet. Selbst der scheue Lo kam hinter seiner Mutter hervor, als er merkte, daß sein Bruder etwas Süßes bekommen hatte, und steckte sein Zuckerstück in den Mund, im übrigen sich wenig mehr um den Fremden und sein Schiff kümmernd.

Der alte Yang wußte nicht, was er zu dieser Freundlichkeit des Fremden denken sollte, und war fast geneigt, seinem Ältesten zu glauben, der ihm zuflüsterte, es sei gewiß ein Zauberer, der sie alle in Tiere verwandeln könne. Doch war der Fremde so ganz wie ein vornehmer Mandarin gekleidet und redete so gut chinesisch, daß er nichts gegen ihn zu tun oder zu sagen wagte. Der Fremde erzählte, er komme von Po-thing und sei den ganzen See hinabgefahren; er suche jetzt den Ausfluß desselben und wolle den Hu-to-Fluß hinab nach Hian-hien. Doch sei es etwas spät geworden. Die Sonne neige sich schon zum Untergang, und er fürchte, die Nachtluft möchte den kleinen Kindern schaden, die er in das Waisenhaus nach Hian-hien bringen wolle. Ob er für Geld und gute Worte nicht hier übernachten könne? Und er zeigte zum Schluß dieser Rede dem alten Fischer einen funkelnagelneuen Taßl.

Das schöne Geldstück war für den alten Yang jedenfalls weitaus das Verständlichste der ganzen Verhandlung. Denn

was er sich unter einem Waisenhaus denken sollte, und wie er sich überhaupt die vielen kleinen Kinder des Fremden zu erklären habe, das wollte nicht in seinen alten Schädel hinein. Etwas rascher begriff seine Frau. Die Freundlichkeit des Fremden gegen ihre Kinder hatte schnell ihr Herz gewonnen. Während derselbe noch mit ihrem Mann unterhandelte, trat sie an das Schiff heran und erblickte auf dem Boden des Fahrzeuges wohl ein Duzend kleiner Kinder, jedes säuberlich in Windeln gewickelt und in einem Korbe liegend. Die meisten schliefen ganz zufrieden, einige aber weinten. Über diese beugten sich Wärterinnen und gaben ihnen aus der Milchflasche zu trinken, nahmen auch wohl die ärgsten kleinen Schreier aus dem Körbchen heraus auf den Arm, tätschelten sie auf den Rücken, wiegten sie hin und her und suchten sie auf alle Weise zu beschwichtigen.

Zwei der Wärterinnen trugen einen großen, weißen Nonnenschleier mit steifen Flügeln und überhaupt eine Kleidung, wie sie Frau Yang in ihrem Leben an keiner Chinesin gesehen hatte. Beide Frauen nahmen sich mit ganz besonderer Liebe der armen weinenden Kinder an, so daß Frau Yang dieselben unwillkürlich lieb gewann. Sie redete also die nächste an und fragte dieselbe, ob sie die Mutter des Kindes sei, das in ihren Armen so kläglich schreie. Freundlich blickte die Fremde mit ihrem weißen Gesicht und mit ihren großen Augen die Chinesin an, lächelte und gab zu verstehen, daß ihr die Landessprache noch nicht ganz geläufig sei. Dann sagte sie ihrer Gefährtin ein paar Worte, und als sich diese umwandte, erkannte Frau Yang dieselbe trotz der sonderbaren Kleidung sofort an der gelben

Gesichtsfarbe und an den schiefgeschlitzten Augen als eine Chinesin.

Nun gab es der Fragen viele, die rasch gestellt und beantwortet wurden. Yang und dessen Söhne hörten verwundert zu; denn der fremde Mann redete manches Wort der Belehrung und Erklärung dazwischen und wußte auf jede Schwierigkeit eine vernünftige und passende Erwiderung. So verstanden endlich die guten Leute, daß die Kinder nicht die Kinder des Fremden und die Wärterinnen nicht deren Mütter seien, sondern daß der Fremde im Lande herumreise, um die armen chinesischen Kinder zu sammeln, welche sonst von ihren Eltern dem Tode geweiht würden.

„Und was fangt ihr mit den Kindern an?“ fragte sehr verblüfft der alte Yang.

„Wir bringen sie nach Hian-hien in den Scheng-mutang, d. h. in das Haus der Mutter Gottes. Dort werden sie von diesen gottgeweihten Jungfrauen gepflegt und zu guten Menschen erzogen“, lautete die Antwort des Missionärs; denn ein solcher war der Fremde.

„Und wer bezahlt euch dafür?“ fragte der Chineser, der sich nicht leicht denken konnte, daß man ein solches überaus unangenehmes Werk, wie es die Pflege und Erziehung von kleinen Kindern ist, umsonst tue.

Der Missionär lächelte und zeigte zum Himmel: „Gott, der Vater aller Menschen und auch dieser Kinder, hat uns den Gedanken ins Herz gelegt, aus unserer fernen Heimat hierher zu kommen und dieses Werk aus Liebe zu ihm zu übernehmen. Er wird uns dereinst reichlich belohnen.“

Yang begriff, daß der Fremde von keinem Menschen, sondern von einem guten Gotte Belohnung erwarte, und er nickte. Denn es ist der menschlichen Vernunft entsprechend, daß das Gute belohnt und das Böse bestraft werde. Dann fragte er weiter: „Gibt euch euer Gott Geld zu diesem Werke? Denn es muß doch viel Geld kosten, einen solchen Scheng-mu-tang zu bauen und die vielen Kinder zu ernähren und zu bekleiden.“

„Ich sehe, du bist ein kluger Mann!“ lobte der Missionär den alten Fischer. „Gewiß kostet das viel Geld! Aber unser Gott ist reich und sorgt dafür, daß uns das Nötigste nicht mangelt. Er hat es in unserer fernen Heimat den kleinen Kindern ins Herz gegeben, daß sie zu diesem Zwecke Geld zusammenlegen. Wenn auch jedes Kind nur ein paar Sapelen gibt, so sind doch der Kinder viele Millionen, und daher auch der für die Chinesenkinder gespendeten Sapelen viele, viele, viele.“

So suchte der Missionär den guten Leuten das schöne Werk des Kindheit-Jesu-Vereins klar zu machen, und merkwürdigerweise verstand ihn der kleine Lo zuerst. „O“, sagte er, „lieben denn die Kinder am Ende der Welt uns Kinder im Reiche der Mitte so, daß sie für uns ihre Sapelen hingeben? Und ich habe bis jetzt noch nicht einmal an sie gedacht! Der nächste Sapel aber, den ich verdiene, schenke ich dir! Du kannst ihn dann den Kindern in deine Heimat schicken und ihnen sagen, er komme von dem kleinen Yang-to, dem Fischerknaben vom Ta-lo-See.“

„Bravo, mein kleiner Freund!“ rief der Missionär, hocherfreut über diese Worte des geweckten Knaben. „Du solltest

mit mir nach Hian-hien kommen! Ich würde dich lehren, einen Brief an die Kinder des fernen Westens zu schreiben und einen großen Gelehrten aus dir machen. Möchtest du nicht?"

Die Augen des Knaben glänzten vor Freude; doch gab er keine Antwort, sondern schaute fragend auf Vater und Mutter, was diese wohl zu einem solchen Vorschlage meinten. Doch die Mutter dachte an etwas anderes. Sobald sie die Wärterinnen und die Kinder im Schiffe gesehen und erfahren hatte, wofür dieselben nach der Stadt Hian-hien gebracht wurden, war ihr der Gedanke gekommen: das ist die Rettung für deine armen Zwillinge! Diesen freundlichen Frauen übergebe ich sie. Sie zupfte daher ihren Mann am Ärmel und nahm ihn etwas auf die Seite; dann schlug sie ihm vor, die Kinder lieber in den Scheng-mutang als in den abscheulichen Kinderturm von Ki zu schicken, wohin sie der böse Vetter haben wolle. Yang wiegte seinen Kopf hin und her und rief seine beiden ältesten Söhne herbei, um auch ihre Meinung zu hören.

Min riet ab; denn er war voll Mißtrauen gegen die Fremden. „Man sagt, sie reißen den kleinen Kindern die Augen und das Herz aus, um Zaubermittel daraus zu bereiten, die sie dann für schweres Geld nach ihrer verrückten Heimat schicken“, behauptete er.

„So sehen aber diese Fremden nicht aus“, sagte der gutmütigere Han, „und jedenfalls kann es bei ihnen den Zwillingen nicht schlimmer ergehen als in dem schrecklichen Kinderturm.“

Das entschied. „Han hat recht“, sagte der alte Fischer. „Wir wollen die Kinder den Fremden anbieten, da der

böse Vetter sie ja doch fortkhaben will. Der Gang nach dem Kinderturm war mir von Anfang an ein Greuel.“

Yang erklärte also dem Missionär mit Hilfe Hans seine Absicht und deren Gründe. „Ich täte es wahrhaftig nicht“, schloß er, „aber mein Vetter, der Wucherer, in dessen Gewalt ich bin, zwingt mich dazu.“

Während man zur Hütte hinaufging und während die zwei Wärterinnen mit Hilfe der Frau Yang und deren Töchterchen in derselben ein Nachtlager und ein Abendessen bereiteten, fragte der Missionär den Fischer über seine Schuld und über alles genau aus und machte sich darüber Notizen in seine Briestafche. Er kannte nämlich den obersten Mandarin der Gegend und nahm sich vor, bei demselben gegen den Wucherer Klage zu führen. „Inzwischen will ich die armen Zwillinge gern in das Waisenhaus aufnehmen“, schloß er. „Am liebsten aber wäre es mir, Eure Frau würde sie selber dahin bringen. Sie könnte dann alles ansehen und wäre um so beruhigter.“

„Ganz gut“, erwiderte der alte Yang. „Wir wollen morgen mit unserem Kahn Euer Schiff begleiten. Und nun eßt von unserem Reis und schlaft in unserer Hütte!“

4. Die Fahrt nach Hian-hien.

Die Nacht verging ziemlich ungestört. Yang hatte durch ein paar Wandschirme aus Papier die Hütte in zwei Hälften geteilt; die innere diente seiner Frau, den beiden Nonnen und den Kindern als Lagerstätte; in der vorderen streckte er sich selbst mit dem Missionär und den Knaben auf einige Bündel Reisstroh. Ab und zu schrieen zwar im inneren Raume ein paar Kinder; aber Yang und seine Knaben waren das gewohnt und schliefen ruhig. Der Missionär betete leise den Rosenkranz für diese Kinder und für den armen heidnischen Gastwirt und dessen Frau, daß Gott sie erleuchte. Auch für den kleinen To, der sich zutraulich zu seinen Füßen hingelegt hatte und ruhig schlief, betete er. Der Priester hatte den aufgeweckten Knaben lieb gewonnen; gerne hätte er denselben in seine Schule zu Hian-hien aufgenommen und überlegte bei sich, wie er am besten den Fischer dazu bereden könne. Und als er den ersten Rosenkranz beendet hatte und noch nicht einschlafen konnte, betete er einen zweiten für die braven Kinder in Europa, die aus Liebe zum Jesuskinde ihre Pfennige für die Chinesenkinder beisteuerten, anstatt sie zum Zuckerbäcker zu tragen, und die dadurch so vielen armen Wesen das Leben retten oder doch den Himmel öffnen. „O könntet sie doch z. B. die Not dieser Fischersleute hier und ihre Kinder sehen!“ seufzte er, „sie würden

noch viel eifriger ihre Pfennige beisteuern.“ Endlich dachte er auch seiner Heimat, des freundlichen Dörfchens in den Vogesen, der braven christlichen Mutter, die noch lebte, und des lieben Vaters, der schon in der Ewigkeit war. So betete er für sie und dankte Gott, daß er ihm das große Glück zugeteilt, in einem christlichen Lande und von christlichen Eltern geboren zu sein. Und er nahm sich vor, zum Danke für diese unbegreifliche Wohlthat sein Leben dem Heile der armen Chinesenkinder zu weihen.

Über diesen frommen und guten Gedanken schlief der brave Elässer P. Wecker (so hieß der Missionär) endlich ein und träumte, er sei selber noch ein Kind und spiele mit andern Kindern rund um sein elterliches Haus herum. Aber jedes Kind, das er im Laufen erwischte, hatte statt der gelben Kraushaare und der runden Augen und roten Backen, wie sie im Elsaß üblich sind, ein gelbes Gesichtchen, kleine Schlitzaugen und einen Zopf hinten an dem glattrasierten Köpfcgen, gerade wie der kleine To, der zu seinen Füßen schlief. Da kam im Traume seine Mutter mit einem Korbe aus dem Hause und rief: „Kinder, Kirschchen!“ Aber als er gerade nach den saftigen Kirschchen greifen wollte, wurde er geweckt.

Es war sehr früh am Tage und der Morgen dämmerte kaum. Yang sagte dem Fremden, er solle sich nicht stören lassen; er wolle mit seinen beiden Söhnen noch geschwind die Reusen im Schilf nachsehen; falls er etwas Gutes gefangen, wolle er die Fische mit auf den Markt nach Hian-hien nehmen. „Bringt sie künftighin immer an unser Haus. Wir werden bezahlen, was recht ist, und Ihr könnt Euch

dann nach Cuern Kindern erkundigen“, sagte der Missionär; dann griff er nach seinem Brevier und betete es, am Strande hin und her gehend, während Yang mit seinen beiden Ältesten die Reusen absuchte.

Als P. Wecker das letzte Amen gesagt und zum Schlusse das Kreuzzeichen gemacht hatte, gewahrte er in geringer Entfernung den kleinen To. Der Knabe war ihm leise gefolgt, hatte sich auf einen Stein gesetzt und beobachtete den freundlichen Fremden genau. „Was hast du mit deiner Hand gemacht?“ fragte der Knabe, als der Priester grüßend zu ihm hintrat.

„Das Kreuzzeichen, ein Zeichen des Segens und des Glückes.“

„Lehre mich das Zeichen des Segens!“

Lächelnd willfahrte P. Wecker, und als der Kleine das Kreuz nach ein paar verkehrten Versuchen zum erstenmal recht machte, hörten sie das laute Reden und Lachen der Fischer, deren Kahn zurückkehrte.

„Sie haben viel gefangen!“ rief der kleine To. „Wenn sie nichts gefangen, kehrt der Vater mit den Brüdern ganz still zurück. Das hat das Zeichen des Segens getan, das du mich gelehrt hast!“

Wirklich war der Fang ein außerordentlich reicher. Yang war in der besten Laune: „Seit dem großen Fisch, da To in der Wiege lag, habe ich keine so schwere mehr gesehen. Und so viele! Wir konnten die Reusen kaum heben. Ich schätze sie wohl auf einen Zentner!“ rief er strahlend vor Glück.

„Mehr, anderthalb Zentner!“ meinte Han.



„Lehre mich das Zeichen des Segens!“

„Ihr habt uns Glück gebracht, Herr, und wenn Ihr ein Zauberer seid, so seid Ihr ein guter Zauberer. Wir alle fahren mit Euch nach Hian-hien und bringen Euch die Fische und die Rinder.“

„Gut, was Ihr wollt, Vater“, brummte Min, „wenn's nur ein gutes Ende nimmt! Ich gehe nicht mit.“

„Gut. Du bleibst also hier und meldest dem Vetter, er werde morgen den rückständigen Zins erhalten. Und er könne sich andere Knechte dingen, die ihm seine Schöpfmaschinen treiben!“

Dabei blieb es. Nachdem alle die Fische bewundert hatten, nahm man zusammen ein fröhliches Frühstück. Dann wurde die Fahrt angetreten. Voraus fuhr das Schiff des Fischers mit seiner ganzen Familie, ausgenommen Min, der trotzig zu Hause blieb. Die Fische tummelten sich in einer großen Bütte voll Wasser, die mitten im Schiffe stand; denn Yang wollte sie lebendig nach Hian-hien bringen. Unmittelbar hinter ihrem Rahne fuhr das große Schiff des Missionärs. So gelangten sie nach kurzer Fahrt in den Hu-to-Fluß, und mit Hilfe seiner Strömung und eines kräftigen Südwindes, der ihr Segel blähte, erreichten sie zu guter Nachmittagsstunde die bedeutende Kreisstadt Hian-hien.

Wie staunte der kleine Lo, als er zum erstenmal die Mauern und die durch hohe, düstere Dächer überdeckten Stadttore erblickte, und dann die vielen Häuser in den Straßen und die Menge von Menschen auf dem Markte; denn es war die erste Stadt, die er in seinem Leben sah. Der kleine Lo aber hielt sich krampfhaft am Kleide seiner

Spillmann, Die Brüder Yang und die Woger. 3

Mutter fest auf dem kurzen Wege vom Schiff nach dem Waisenhause, wohin der Missionär die Familie des Schiffers führte.

Recht freundlich wurden Yang und die Seinigen daselbst aufgenommen. Eine chinesische Schwester führte sie in einen lustigen, hellen Saal, in welchem in vier langen Reihen die kleinen Bettchen für die Wickelkinder standen. Nein, so etwas Schönes und Reinliches hatte Frau Yang noch nicht gesehen, wie alle diese schneeweißen Bettchen und darin die runden Kinderköpfe in ihren netten Häubchen! Alle schienen so gesund und zufrieden, und wo etwa eines weinte, da liefen gleich die Schwestern herbei und reichten ihm die Milchflasche oder wiegten und hegten und pflegten es. Da wurde es der guten Frau Yang ganz leicht ums Herz. Sie sagte zu ihrem Manne: „So gut hätten es die Kinder ja bei uns zu Hause nicht — vom Kinderturm zu geschweigen!“ Ganz beruhigt legte sie also ihre beiden Mädchen in zwei kleine Bettchen, welche ihr die Schwester zeigte. Dann sahen sie sich auch die andern Säle an, in denen die etwas größeren Kinder gehen und sprechen lernten und mit ihren Puppen spielten, oder wo die schon älteren stricken und nähen und weben lernten, und alles gefiel der Familie Yang ungemein gut. Denn alle diese Kinder, mehr als zweihundert, sahen glücklich und zufrieden aus — das mußte man auf den ersten Blick gestehen.

Inzwischen hatte P. Wecker für die Leute ein gutes Essen bereiten lassen, in Milch gekochten und gezuckerten Reis und prächtig gebackene Fische. So etwas Gutes hatte der alte Yang und die Seinigen noch nicht gegessen! Der kleine

So fing schließlich betnahe an zu weinen, weil noch so viele gute Dinge auf dem Tische standen, die er unmöglich mehr essen konnte. Und der Missionär schenkte dem Fische in ein kleines Gläschen einen vortrefflichen Tropfen, daß er vor Vergnügen mit der Zunge schmalzte. Noch größer aber wurde seine Freude, als ihm der Missionär eine runde Summe auf den Tisch zählte, teils für die mitgebrachten Fische und teils als Vorausbezahlung für später zu liefernde.

„Ihr müßt mir aber versprechen“, sagte er, „mit diesem Gelde sofort die Schuld bei Eurem Vetter zu bezahlen und nie mehr bei diesem Wucherer auch nur einen Sapek zu borgen.“

Der alte Yang wußte vor Staunen nicht, was er sagen wollte. So viel Güte hatte er an einem Chinesen nie gesehen: „Fast glaube ich, daß Eure Religion besser ist als die unsere, wie auch die Bilder Eurer Götter, die hier an den Wänden hängen, viel milder und freundlicher dreinschauen als unsere Götter. Was kann ich tun, um Euch meinen Dank zu bezeigen?“

„Laßt mir Euren kleinen Knaben Lo hier! Ich will ihn in allem Guten unterrichten, und er soll Euch dereinst unsern Glauben erklären, der in der That viel besser ist als der Eure. Ihr könnt ihn ja sehen, so oft Ihr Fische bringt, und mögt ihn wieder nach Hause nehmen, wenn es ihm bei uns nicht gefällt.“

Yang fragte den kleinen Lo, ob er bei dem Mann mit dem Barte bleiben wolle, und da der Knabe sehr darum bat — er hatte schon lange durch das Fenster in einen Hofraum geschickt, wo eine muntere Knabenschar auf Stelzen

etnen Ball herumjagte — und auch die Mutter ganz einverstanden war, gab der alte Fischer nach einigem Bedenken seine Zustimmung. Fast wäre Lo auch geblieben in Erwägung der guten Dinge, die es da zu essen gab; aber schließlich wollte er doch lieber mit der Mutter gehen.

So blieb der kleine Lo in der Schule der Missionäre, während seine Eltern und Geschwister in die Hütte am Ta-lo-See zurückkehrten.

5. Zehn Jahre später.

Zehn Jahre sind verflossen seit dem Tage, da der kleine Lo in die Missionsschule von Hian-hien aufgenommen wurde. Schon lange war er jetzt Christ und hatte in der heiligen Taufe den Namen Anton erhalten. Man rief ihn aber gewöhnlich Toni, weil das dem Chinesischen viel ähnlicher lautet als Anton, und als er noch klein war, nannte ihn P. Weder auch wohl Lo-ne-li, was dann ganz chinesisch lautete. Jetzt aber hatte er das 16. Lebensjahr erreicht und die Missionsschule glücklich vollendet. Er war ein tüchtiger Schüler, immer der erste und fleißigste in seiner Klasse, und hatte neben dem Chinesischen auch Französisch und Latein gelernt, sogar ein wenig Deutsch, weil das die Muttersprache seines geliebten Lehrers P. Weder war und weil in der Nachbarprovinz Schantung jetzt deutsche Missionäre arbeiteten. Denn schon lange hatte er den Entschluß gefaßt, den Missionären bei der Bekehrung seiner Landsleute zu helfen, und zwar als Priester, wenn man ihn dieses hohen Berufes würdig erachte.

Seine Lehrer, die das seltene Talent, die Sittenreinheit und große Frömmigkeit Anton's wohl kannten, hatten dem greisen Bischof Mgr. Vulté seine Zeugnisse mit den besten Empfehlungen eingesandt; so hoffte der Jüngling, der soeben sein letztes Examen in Hian-hien glänzend bestanden hatte,

auf die Zulassung zu dem höheren Seminar von Tschang-kin-tschuang.

Eines Morgens im Frühjahr 1900 ging Anton seiner Gewohnheit gemäß nach dem Gottesdienste in den Garten des Missionshauses. Es stand dort in einer Laube ein schönes Muttergottesbild, vor dem er oft, zuerst um die Erkenntnis und dann um die Erreichung seines Berufes gebetet hatte; das wollte er auch heute tun. Während er so gesammelt und, fast schon wie ein Seminarist, die Hände in den weiten Ärmeln seines Kleides einerschreitet, können wir ihn uns gut betrachten, werden aber Mühe haben, in dem hochgewachsenen sechzehnjährigen Jüngling den kleinen beweglichen Leo von früher wieder zu erkennen. Nur der freundliche Blick und das Lächeln um seine Lippen, wenn er im Vorbeigehen einen seiner Mitschüler begrüßt, erinnern an den muntern Knaben.

Als er bei der Mutter Gottes gebetet hatte und ins Haus zurückkehren wollte, kam ihm P. Weder entgegen und schwenkte schon von weitem einen Brief in seiner Hand. „O P. Weder!“ rief der Jüngling, „einen Brief vom Bischof? Und ich darf ins Seminar nach Tschang-kin-tschuang?“

„Erraten, mein lieber Toni!“ lautete die Antwort. „In vierzehn Tagen fangen dort die Schulen an. Und weißt du, was du inzwischen am besten tust? Du kehrst mit deinem Bruder Han, der eben wieder ein paar Körbe guter Fische brachte, nach Hause zurück. Dort kannst du dem P. Si helfen, seine Katechumenen auf die heilige Taufe vorzubereiten. Er hat in Si und der ganzen Umgegend wieder

eine gute Anzahl. Vielleicht gelingt es dir auch, deinen ältesten Bruder Min endlich zu bekehren.“

„O dem P. Si will ich gerne helfen; aber Min bekehren, nachdem Ihr selbst das umsonst versucht — da habe ich wenig Hoffnung! Er soll über die Bekehrung des sterbenden Vaters und mehr noch über die Taufe Hans außer sich sein.“

„Man muß nie verzweifeln“, antwortete der Missionär. „Wir wollen ihn der Erbarmung Gottes und der Fürsorge der Mutter der Barmherzigkeit empfehlen. Dennoch mußt du ihn nicht drängen, wenn er dadurch voraussichtlich nur zu einem Bornausbruche gegen das Christentum gereizt würde. Das wäre unflug. Jetzt komm zu deinem Bruder.“

Han war jetzt ein wohlgewachsener junger Mann von 25 Jahren. Sein gutmütiges Gesicht glänzte vor Freude, als er den Bruder begrüßte. „Du darfst mit mir heim!“ rief er. „Der gute Vater hat es mir schon gesagt. Und die beiden Schwesterchen Ma-li (Marie) und Su-sang (Sufanne) kommen auch mit, und der dicke Leo wartet im Schiff. Das wird eine Freude sein für die Mutter! Und das habe ich dir noch gar nicht gesagt: Übermorgen halte ich Hochzeit! Mit einem schönen und braven Christenmädchen, das unsere Mutter für mich erworben hat, und sie hat eine gute Aussteuer. Du sollst mein Brautführer sein, Toni!“ Anton beglückwünschte also seinen Bruder zu dieser freudigen Nachricht und war alsbald reisefertig. Die beiden Schwesterchen aber, die inzwischen zu netten zehnjährigen Mädchen herangewachsen waren, brauchten schon etwas länger, bis sie ihre besten himmelblauen Rattunkleidchen und darüber die Mutter-

gottesmedaille an einem roten Seidenbändchen angelegt hatten, die sie als Preis für ihre gute Ausführung mit nicht geringem Stolz zur Schau trugen.

So zogen die vier Geschwister Yang mit dem Segen des P. Weeder zusammen an den Hu-to-Fluß hinab, wo Leo im Schiffe auf sie wartete. Leo oder Lo war für seine 15 Jahre ein kräftiger Bursche, der das Ruder gut zu führen verstand; er hatte es auch einmal mit Toni auf der Missionschule probiert; allein sein Talent reichte nicht aus, um einen Gelehrten aus ihm zu machen, wogegen er ein tüchtiger Fischer und Schiffer zu werden versprach. So half er dem Bruder Han — Johann war er getauft, wurde aber gewöhnlich einfach Han genannt — seit dem Tode des Vaters beim Fischfang. Min, der älteste, hatte sich mit Eltern und Geschwistern verfeindet, seit dieselben Christen wurden, und war selten zu Hause.

Toni fragte nach ihm, während sie den Fluß aufwärts nach dem Ta-lo-See fuhren. „Min macht der Mutter und uns allen viel Sorge“, erzählte Han. „Ich habe ihn monatelang nicht mehr gesehen. Er treibt sich mit allerlei liederlichen Burschen umher und soll sich auch mit den Banden der ‚Großen Messer‘ eingelassen haben, die über den Kanal von Schantung herüberkamen und nun gegen die Christengemeinden bei uns in Tscheli ebenso verfahren wollen wie gegen die deutschen Missionäre und unsere Brüder in Schantung.“

„O das ist schlimm!“ antwortete Anton sehr ernst. „Der Bischof hat öffentliche Gebete gegen die ‚Großen Messer‘ und die Banden der ‚Boyer‘ angeordnet, die sich jetzt überall

billen und alle Christen mit Tod bedrohen, namentlich alle Fremden und ganz besonders unsere lieben Priester. Die fremden Völker haben deshalb auch gedroht, unser Vaterland mit Krieg zu überziehen, wenn unsere Kaiserin diese schrecklichen Raub- und Mordbanden nicht mit Waffengewalt unterdrückt. Und so fürchte ich, es werde unserem Bruder Min schlimm ergehen, wenn er sich nicht von diesen Mordgesellen fernhält.“

„Ich weiß nicht“, sagte Han, „ich fürchte, es wird uns noch schlimmer ergehen! Denn soviel ich merke, halten die meisten Mandarine mit diesen Banden gegen die Fremden und gegen uns Christen. Sie sagen auch, es sei der Wille der Kaiserin, daß das Reich der Mitte von allen Fremden gesäubert werde. Und da wird es ihnen und uns an den Hals gehen, trotz der großen eisernen Dschunken, die vor dem Bei-ho ankern. Die können ja nicht zu uns ins Land hereinkommen und uns schützen! Überdies hat man mir gesagt, unser Reich der Mitte sei im Vergleich zu allen andern Reichen der Welt so groß, wie ein großer Berg neben ein paar Sandkörnchen. Item, wir werden jedenfalls geköpft sein, lange bevor uns die Soldaten von den eisernen Schiffen zu Hilfe kommen können, wenn die ‚Großmesser‘ und die ‚Boyer‘ mit ihren Drohungen wirklich ernst machen.“

„Nun, das wäre für uns das Schlimmste noch lange nicht — dann wären wir Märtyrer!“ sagte Anton. „Aber für China wäre es schrecklich traurig. Wer sollte dann unsere Heimat zum christlichen Glauben bekehren, wenn alle Fremden ermordet würden und künftighin kein Fremder mehr den Boden Chinas betreten dürfte?“

„P. Si und du und die andern chineffischen Priester“, meinte Ma-li, und ihr Schwesterchen fügte bei: „Wenn die ‚Großmesser‘ nicht sie alle und uns mit ihnen martern. Ach, wie ich mich fürchte!“

„O sie werden so kleinen Mädchen, wie ihr seid, nichts tun!“ tröstete Leo die Schwestern. „Aber mir und Han und namentlich Toni mögen sie wohl die Gurgeln abschneiden. Wäre es nicht besser, wir stöhen alle rechtzeitig mit unserer Mutter nach Hian-hien, bis diese Nordbanden zu Paaren getrieben sind?“

„So eilt das nicht, Bruder“, sagte Han. „Ich habe nichts davon gehört, daß sich diese Nordbrenner in unserer Nähe zeigten. Wir wollen uns also nicht umsonst ängstigen und übermorgen eine fröhliche Hochzeit feiern.“

Man hatte nun den Ta-lo-See erreicht, und aller Augen richteten sich nach der Landzunge, wo vor zehn Jahren die armselige Fischerhütte des alten Yang gestanden hatte. Jetzt erblickte man daselbst einen kleinen christlichen Weiler von einem Duzend Häuser mit Nebengebäuden, und das spitze Türmchen einer Kapelle schaute über die Strohdächer hinweg auf den See hinaus. Gott hatte in den letzten Jahren Yang gefegnet, und die Missionäre hatten nachgeholfen; so konnte er an Stelle der baufälligen Hütte ein hübsches kleines Häuschen bauen, und ringsum siedelten sich andere Neubekehrte auf der kleinen Halbinsel an. Schließlich errichteten die Missionäre eine dem hl. Petrus, dem großen Schutzheiligen der Fischer, geweihte Kapelle und daneben für den chineffischen Priester Si eine Wohnung. So war ein neues Christendorf gegründet, das mit der Zeit noch mehr anzuwachsen versprach.

„Seit du das letzte Mal bei uns warst, hat P. Si ein herrliches Altarbild aufgestellt“, erzählte Han. „Du wirst schauen! Der Heiland sitzt mit Petrus und dessen Bruder im Schiff und segnet die beiden Apostel und die Fische, die sie in einem Netze ins Schiff ziehen. So viele und große Fische und so natürlich gemalt, daß ich immer meine: jetzt springen sie ihnen ins Wasser zurück! Doch sieh, dort steht die Mutter am Strande!“

Ja, dort stand die gute Frau gebückt auf einen Stod gelehnt! Ob schon Frau Yang kaum 50 Jahre zählte, war sie doch schon recht gebrechlich und hatte graue Haare. Die Frauen altern nämlich in China viel rascher als bei uns. Sie hielt die Hand zum Schutze gegen das grelle Sonnenlicht über die Augen und schaute nach dem nahenden Schiffe aus. Bevor noch ihr Blick die Gestalten erkennen konnte, hörte sie rufen: „Mutter, Mutter! Wir kommen alle! Toni und die beiden Mädchen auch!“ Da zitterte sie vor Freuden und winkte mit der runzeligen Hand. Nach wenigen Minuten drückte sie Toni und die Zwillinge an ihr Herz. „Wie groß seid ihr geworden!“ sagte sie und weinte vor Glück.

Dann kamen auch die beiden erwachsenen Schwestern, die schon verheiratet waren, mit ihren Männern, braven Christen, zur Begrüßung herbeigeeilt und auch der P. Si und andere Freunde, und alles begleitete die gute alte Frau Yang in ihr Häuschen, nachdem man erst den lieben Gott in der Kapelle besucht und das schöne Bild des hl. Petrus einmütig bewundert hatte.

6. Das Dekret der Kaiserin.

Noch saß man in dem freundlichen Stübchen gemütlich bei Tische, als auf einmal die Lüre aufging und der Vetter Schan mit Min eintrat.

Wie vor zehn Jahren, verursachte auch jetzt sein unerwarteter Besuch keine Freude. Sehr gegen seinen Willen hatte der Wucherer damals die Bezahlung seiner Schuldforderung angenommen; überdies war ihm von einem hohen Mandarin strenge Strafe angedroht worden, wenn er sich solcher Erpressungen noch einmal erfrehe. Er hatte dafür der Familie Yang, dem Mandarin und den Missionären ewige Feindschaft und Rache geschworen, und jetzt glaubte er die Zeit gekommen, diesen seinen Schwur einzulösen. Mehr noch als der böse Vetter erschreckte aber der unglückliche Min seine alte Mutter; schien der Unglückselige doch betrunken.

„Ho ho, da haben wir ja ein ganzes Nest von Landesverrätern beisammen“, begann er mit heiserer Stimme. „Ja, ihr alle seid Verräter und habt euch den fremden Teufeln verkauft — ich dulde keinen Widerspruch! Aber Mutter, gebt mir zuerst etwas zu trinken; denn meine Zunge ist so trocken wie ein Kieselstein in der Wüste Gobi! Wenn Ihr mich bei guter Laune haltet und Euer Geld mir und dem Vetter gebt, daß es in der Familie bleibe, lassen wir Euch

vielleicht entwisphen; denn meine Brüder vom ‚Großen Messer‘ folgen uns auf dem Fuße, müßt ihr wissen.“

„Ja, ja, es ist lauter Liebe zu Euch und um das Geld der Familie zu erhalten, daß wir jetzt Euch besuchen“, sagte höhnisch lachend der Vetter.

„Sati (Reisbranntwein) her!“ schrie Min.

„Wir haben keinen Branntwein im Hause“, erwiderte die Mutter. „Trink eine Tasse Tee, die wird deinen Durst besser löschen.“

„Das ist für alte Weiber und Kinder; ich muß einen stärkeren Trunk haben, um das Vaterland von den fremden Teufeln und ihrem ganzen Anhang zu säubern.“ Damit zog er eine Schnapsflasche aus seinem Gewande hervor und wollte sie leeren. Rasch entriß ihm aber Han dieselbe, indem er sagte: „Du hast schon genug getrunken, Min. Laß mir für heute die Flasche!“

„Ja, Brüderchen, du sollst sie haben, du sollst sie trinken, wenn du jetzt dem fremden Glauben entsagst und wieder ein braver Chinese wirst wie ich und der Vetter Schan. Bei allen Göttern, ich hab’ dich noch immer gern und den kleinen So auch; denn ihr waret immer brave Burschen, wenn ihr euch auch belügen und verführen liebet. Aber der Si da und auch du, To, der du das verwünschte Kleid der Fremdlinge angelegt hast, — ihr sollt eure Schmach mit eurem Blute büßen!“

„Wenn du den Glauben an den wahren Gott eine Schmach nennst, so bin ich gern bereit, dafür zu sterben, Bruder“, entgegnete sanft Anton.

„Ist es nicht eine größere Schmach, mit Mordbrennern im Lande herumzuziehen?“ fragte die Mutter. „Ich werde

es noch erleben müssen, daß man dich, Unglücklichen, als Verbrecher dem Henter überliefert!"

„Oho, falsch, falsch, Mutter! Ich ziehe und streite unter der Fahne des Kaisers gegen die Verräter und Feinde Chinas! Better Schan, lest ihnen den Wisch vor, die große Proclamation der Kaiserin und des Prinzen Tuan! Dann sollt ihr hören, was wir sind und was ihr seid. Han, die Flasche! Es lebe die Kaiserin und der Prinz Tuan, und Tod und Verderben allen Fremden und ihren Helfershelfern!"

Der Better Schan zog also ein großes, auf gelbes Papier gedrucktes Plakat hervor und zeigte das darunter abgebildete Siegel mit dem kaiserlichen Drachen und daneben die Unterschriften der Kaiserin und des Prinzen Tuan. Dann räusperte er sich, rückte die runde Hornbrille auf seiner Stumpfnase zurecht und begann das langatmige Schriftstück vorzulesen. Darin wurde Klage geführt über die große Frechheit der „fremden Teufel“, die unter dem Vorwande, im Reiche der Mitte eine bessere Religion einzuführen, immer tiefer ins Land eindringen, die aber keine andere Absicht hätten, als China „stückweise aufzufressen“ (d. h. eine Provinz nach der andern an sich zu reißen) und durch ihren Handel die Chinesen zu betrügen und ihnen das Blut auszusaugen. „Schon haben sie einige Stücke an sich gerissen, die Portugiesen Malakka, die Engländer Hongkong, die Franzosen verschiedene Streifen an der Südgrenze, die Deutschen Kautschou und die Russen viele Städte und Dörfer an der Nordgrenze. Von unserem großen Überfluß an Land und Leuten haben wir zwar diesen fremden Bettlern, die an unsern Türen stehen, verschiedene Stücke großmüthig geschenkt. Da sie aber dadurch, wie die

rechten Bettler, nur um so frecher wurden und immer neue und größere Stücke fordern, ja mit ‚feurigen Wagen‘ (Eisenbahnen) zum Ärger der Geister unserer großen Ahnen im Lande herumfahren und mittels verheerter Drähte (Telegraphen) auf viele tausend Li weit mit ihren Auswendern jenseits des Meeres reden, wodurch unser Reich in Gefahr und Schaden kommt: sind wir fest entschlossen, solche Frechheit nicht länger zu dulden, sondern sie und ihre Helfershelfer mit Stumpf und Stiel durch Feuer und Schwert auszurotten. So rufen wir denn unsere getreuen Untertanen unter unsere Fahnen und befehlen ihnen, alle Fremden zu erschlagen. Unsere Untertanen aber, die sich von ihnen zur Annahme des fremden Glaubens bedröhen ließen, haben denselben sofort abzuschwören. So sie das verweigern, sollen auch sie als Fremde gelten und deren Los teilen. All ihre Habe aber gehört denen, die dieses unser Urtheil an ihnen vollstrecken.“

So las der Better Schan mit schnarrender Stimme den Aufruf der Kaiserin vor. Die anwesenden Männer gerieten darob in große Furcht, und selbst der ruhige P. Si konnte es nicht verbergen, daß ihn diese Drohungen mit Besorgniß erfüllten. Anton aber rief, sobald die Lesung zu Ende war: „Das Schriftstück ist ganz sicher gefälscht! Die Kaiserin und die Minister des Tsung-li-yamen (des Auswärtigen Amtes) in Peking haben ein ganz anderes Dekret erlassen, welches die christliche Religion lobt, jedem Chinesen erlaubt, dieselbe anzunehmen, und alle diejenigen, welche die Fremden beleidigen, mit den schwersten Strafen bedroht. Ich habe dieses Dekret mit meinen Augen gesehen, und es trug die eigenhändige Unterschrift des Vizekönigs von Tscheli, während die Namen

auf diesem Wisch hier nur gedruckt sind. Drucken kann man aber jede Lüge. Laßt Euch also nicht erschrecken, Mutter, und ihr, liebe Nachbarn.“

„Nicht erschrecken! hahaha!“ spottete Min. „Und es stehen hunderttausend unüberwundbare Streiter, die das Dekret der Kaiserin ausführen, unter unserer Fahne! Wartet nur, das Verderben zieht sich um euch und eure ganze Sippe zusammen!“

„Und ich frage jetzt zum letztenmal: Wollt ihr die veruchte fremde Religion abschwören oder nicht?“ rief der Vetter, einen großen Säbel ziehend, den er sich umgeschlallt hatte.

„Wir bleiben Christus treu“, antwortete fest P. Li.

„Sieher sterben als ihn verlassen!“ rief Anton mit Begeisterung.

„Ja, ja, lieber den Tod“, stimmten alle andern bei.

„Aber du wirfst doch deine Hand nicht in das Blut deiner Mutter und deiner Geschwister tauchen, unseliger Min?“ fragte entsetzt die Greisfin. „Das wäre ja auch nach der chinesischen Religion ein himmelschreiender Frevel!“

„Bin ich denn nicht mit dem Vetter hergekommen, um euch zu retten?“ entgegnete lachend der Sohn. „Aber ihr wollt es ja nicht anders! So muß der Befehl der Kaiserin vollstreckt werden. Und mit dem Verräter Li machen wir den Anfang!“

Damit riß der Betrunkene das Kreuzbild von der Wand und warf es auf den Boden. Dann packte er den Priester am Hals und schrie, mit der Rechten den Säbel schwingend: „Tritt das da mit Füßen, oder dein Kopf fällt, so wahr ich Min heiße!“



„Tritt das da mit Füßen!“

Spillmann, Die Brüder Yang und die Vorer.

Doch im Nu hatte Han dem Bruder die Waffe entrisfen und Anton das Kreuz vom Boden aufgerafft. Gleichzeitig ergriffen zwei handfeste Nachbarn den Better Schan und nahmen ihm ebenfalls seinen Säbel ab. Mit Gewalt wollten sie dann die beiden Eindringlinge aus dem Hause werfen. Aber auf ihr Geschrei öffnete sich die Türe, und ein halbes Duzend Bewaffneter, die im nahen Bambusgebüsch verborgen lagen, drangen in die Wohnung.

„Hoho!“ rief der Better, „meint ihr, der alte Schan wage sich ohne Bedeckung in ein solches Verräterneft? Jetzt knebelt mir diese beiden, die sich an meiner Person vergriffen haben, und den Erzverräter Si und den Lo, der die Frechheit hatte, das Dekret der Kaiserin eine Fälschung zu nennen.“

Der Befehl wurde sofort vollzogen, mochte Frau Yang und ihre Kinder auch noch so inständig den Better Schan um Gnade bitten und laut weinen und klagen. Mit auf den Rücken gebundenen Händen lagen jetzt die vier Opfer da, des Todes oder doch der Folter gewärtig. „Mut!“ flüsterte Si seinen Gefährten zu. „Was wir leiden, ist für unsern Herrn, der auch für uns gelitten hat. Erwecket Reue und Leid. Ich gebe euch die heilige Losspruchung!“

Der alte Schan hieß jetzt dem Priester die Füße entblößen und höhnte: „Wir wollen ihm die Sohlen etwas mit dem Bambusrohr kitzeln, damit er den andern das gute Beispiel gibt, das Bild seines fremden Götzen zu verspotten. Voran!“

Und alsbald begannen zwei Schergen mit Bambusstäben unbarmherzig auf die Sohlen des Priesters zu schlagen. Derselbe wimmerte zwar vor Schmerz; es war aber seinen Lippen

kein anderes Wort zu erpressen, als ein Gebet um Standhaftigkeit und für die Bekehrung seiner Peiniger.

„Sollen wir das ruhig mitansehen?“ sagte Han zu ein paar Nachbarn, die grollend dieser Marter zuschauten.

„Wir sind unser zu wenig und haben keine Waffen“, lautete die Antwort.

„Ach was, ich springe mit Leo durch das Fenster und rufe rasch ein Duzend wackerer Burschen herbei. Stecken und Knittel sind gut genug gegen die paar Spieße dieser feigen Knechte.“ Und so sprang Han wirklich mit seinem kleineren Bruder aus dem Fenster, während die Schergen in der Stube mit der Marter beschäftigt waren.

Die Reihe war jetzt an Anton; denn der Priester lag mit blutenden Füßen in Ohnmacht. Es regte sich doch etwas wie Mitleid für den Neffen in der Brust des alten Schan, und er wollte ihm den Abfall erleichtern. Nachdem man dem Jüngling ebenfalls Schuhe und Strümpfe ausgezogen hatte, redete ihn der Vetter an: „Schau auf die Füße dieses alten Narren, den sein Böse doch nicht vor Qual schützen konnte, und sei vernünftiger!“

„Er kann mich von der Qual befreien, wenn er es will“, antwortete fest Anton. „Jedenfalls wird er mich für den kurzen Schmerz mit ewiger Freude lohnen. Schlag zu, ich will den Gott, der für mich am Kreuze starb, nicht verleugnen.“

„Nun denn, so sollst du wenigstens deine Ahnen verehren“, fuhr der Vetter fort und heftete an die Wand anstatt des Kreuzes einen Zettel mit den bekannten sechs Buchstaben, welche bedeuteten: „Tafel der Geister der Ahnen der Familie Yang“.

„Die Eltern und Großeltern verehren, ist ein gutes Gesetz“, sagte Schan; „bezeige also den Geistern unserer Ahnen nach alter chinesischer Sitte deine Verehrung!“

Auf einen Wink Schans stellten die Häscher Anton auf seine Füße und erwarteten nun, daß er vor der Tafel seiner Ahnen die übliche Verneigung mache. Der Jüngling schüttelte aber den Kopf und sagte: „Das Gebot Gottes gebietet uns Ehrfurcht und Gehorsam gegen die Eltern bei ihren Lebzeiten und dankbares Gebet für die Verstorbenen. Dazu bin ich von Herzen bereit. Allein die Ehrfurcht und die Opfer, welche Ihr dem chinesischen Brauche gemäß von mir verlangt, sind abergläubisch und götzdienerisch, und diese darf ich der Ahnentafel nicht erweisen. Lieber laß ich mich zu Tode schlagen!“

Unsonst redeten Schan und Min auf ihn ein, und sogar seine Mutter, die im Glauben nicht so gut unterrichtet war, meinte, er dürfte sich wohl durch eine Verneigung vor der Ahnentafel von der Marter befreien. Anton blieb fest. Da verfezte ihm endlich außer sich vor Wut Schan einen Stoß in den Rücken, daß er vor der Tafel zu Boden stürzte und hieß die Schergen mit der Marter beginnen. Im selben Augenblicke aber drang Han an der Spitze einer Schar mit Knitteln bewaffneter Christen ein und überwältigte nach kurzem Widerstande die feigen Büttel, die nun zusamt Min und dem Vetter ebenfalls gebunden wurden.

„Seht ihr nun, daß der Herr mich vor der Marter bewahren konnte!“ rief Anton dem vor Wut knirschenden Manne zu.

„Wartet nur!“ sagte dieser. „Übermorgen kommen Tausende und Tausende und rächen uns mit Feuer und Schwert!“

7. Die Bozer kommen.

Durch das mutige Eingreifen der Christen des nächsten Weilers, die Han und Leo herbeigerufen hatten, waren P. Si und seine Gefährten für den Augenblick freilich aus der Hand des Feindes gerettet. Aber was sollte nun werden? Sie mußten die Ankunft neuer und größerer Banden stündlich erwarten. Zudem würde der feindselige Mandarin von Ki, der dem Vetter Schan einige seiner Häfcher geliehen hatte, über deren Ausbleiben beunruhigt, gewiß eine neue und stärkere Abteilung schicken, auch wenn die Drohung von dem Herannahen der Großmesser- und Bogerbanden sich nicht erfüllen sollte.

Was war also zu tun? Das fragten die Männer den P. Si, sobald derselbe aus seiner Ohnmacht zu sich gekommen war. Man beriet lange hin und her; denn die Chinesen sind von Natur aus ängstlich und furchtsam, und die meisten waren eher zum Klagen als zum Handeln aufgelegt, und doch konnte nur eine rasche und kühne Tat Rettung bringen, wenn wirklich bis übermorgen so viele Tausende von Feinden zu erwarten waren. Es wurde Nacht, und noch immer war kein Entschluß gefaßt.

Da kamen flüchtende Frauen und meldeten, gegen Osten und Süden sei der Himmel blutig rot. Man lief vor das Haus und sah es mit Schrecken. „Das sind die brennenden Christendörfer an der Grenze von Schantung!“ rief Anton.

„Werdet ihr nun untätig zuwarten, bis der Feind hier ist und uns mordet wie wehrlose Lämmer? Auf und tut endlich, was der gute P. Si und mein Bruder Han vorschlugen. Schickt Boten in alle Christendörfer der Umgegend. Sie sollen mit Weib und Kind und mit so viel Mundvorrat, als sie schleppen können, hierher auf unsere Halbinsel flüchten. In dieser Nacht noch werfen wir mit vereinter Arbeit an der engsten Stelle der Landzunge einen Graben aus und schütten die Erde zu einem Damm auf. Dahinter können sich 200 mutige Männer — und ihr werdet mehr zählen — gegen Tausende mit Leichtigkeit eine Woche lang verteidigen. Inzwischen hole ich Hilfe aus Hian-hien, wo der Großmandarin mit dem blauen Knopf, ein Freund der Christen und Europäer, ist. Ganz bestimmt wird er mit seinen Truppen diese Rebellen aufs Haupt schlagen. In wenigen Tagen ist jede Gefahr vorüber!“

Der Feuerschein, der am nächtlichen Himmel immer höher aufstieg, zeigte auch den Unentschlossenen die drohende Gefahr. „Toni hat recht!“ riefen sie, „wir wollen den Rat des P. Si sofort vollziehen!“

„Gott gnade unsern armen Vätern und Brüdern, deren Dörfer da drüben brennen!“ jammerten die Frauen.

„Geht mit den Kindern in die Kapelle und betet für sie und für uns!“ rief der Jüngling. „Alle aber, die ein Grabstein führen oder einen Korb voll Erde schleppen können, kommen mit uns. Und die stinksten Burschen, du, Leo, und du und du (Anton bezeichnete hier ein halbes Duzend Knaben), lauft, so geschwind eure Füße euch tragen, in die nächsten Christendörfer mit den Betteln, die ich in einigen Minuten

geschrieben habe und die P. Li unterzeichnet. Aber laufen müßt ihr! Von eurer Schnelligkeit hängt die Rettung von vielen Hunderten ab.“

„Wir wollen laufen wie die Hasen“, riefen die Knaben.

In wenigen Augenblicken waren die Zettel fertig und verteilt. Die Boten erhielten noch mündliche Weisung, was sie den Missionären und Dorfvorstehern zu melden hätten, und dann liefen sie in die Nacht hinaus querselbdein auf ihre Ziele zu. Der Mond schien zum Glücke fast taghell. Inzwischen war Han mit allen Männern des Weilers schon an der Arbeit, den Graben auszuwerfen. Die Strecke betrug da, wo die engste Stelle der Landzunge war, freilich fast hundert Schritte, und der Graben mußte doch wenigstens zwei Meter breit und tief werden, wenn er gegen den Feind den nötigen Schutz bieten sollte. Aber von Stunde zu Stunde nahm die Zahl der Arbeiter zu. Zuerst kamen die Leute der nächsten Weiler, dann die Bewohner der entfernteren Dörfer, und noch vor Mitternacht konnte man das Werk an wenigstens zwanzig Stellen gleichzeitig in Angriff nehmen. Als der Morgen dämmerte, wimmelte Graben und Damm wie eine Ameisenstraße, und von Stunde zu Stunde wurde jezt der Graben breiter und tiefer, der Damm höher und stärker, und immer mehr Arbeiter trafen ein.

„Wenn die Nordbrenner uns bis heute abend Zeit lassen, so ist die Schanze fertig“, sagte Han, sich den Schweiß von der Stirne wischend. „Jezt noch einen Palisadenzaun als Ordnung des Dammes, und wir können ihrer Ankunft mit einiger Ruhe entgegensehen. Ich hätte nicht gedacht, daß wir mit unserem Werke heute morgen schon so weit wären.“

„Ja, tüchtig habt ihr gearbeitet“, lobte Anton. „Und auch unsere Boten haben ihre Pflicht getan. Von einem Duzend Dörfer sind die Christen bereits hier und noch von einem Duzend können wir sie vor Mittag erwarten. Hätten sie nur mehr Reis mitgebracht!“ fügte er feuzend bei.

„Und mehr Flinten und Pulver! Ich glaube nicht, daß wir zwei Duzend Gewehre hier haben“, sagte Han.

„Run, das genügt zu einer Salve. Man erzählte eben, diese Boger behaupteten, sie seien unzerlegbar. Wenn sie nun sehen, daß ein Duzend von ihnen nach unserer ersten Salve sich im Blute wälzen, so sollst du schauen, wie rasch die andern Fersengeld geben.“

„Hoffentlich hast du recht! Denn falls sie entschlossen den Wall stürmten, so würden wir am Ende der Überzahl doch erklegen“, entgegnete Han. „Du solltest sofort nach Hian-hien, damit der Mandarin mit dem blauen Knopf uns ja rechtzeitig seine Truppen zu Hilfe schicke.“

„Der Brief ist geschrieben. Sobald der Feind wirklich erscheint, geht das Schiff ab“, sagte Toni. „Doch sieh, da kommen wieder ganze Scharen Flüchtlinge! Ach, das ist ja P. Wecker! Den führt der liebe Gott zu uns, der wird den Befehl übernehmen können!“

„Empfange du ihn und schicke die Männer, sobald sie sich ein wenig ausgeruht, zu uns an die Arbeit!“ rief Han.

Damit eilte er auf den Damm, während Anton den Flüchtigen entgegenließ und den Missionär empfing. Sie brachten glücklicherweise mehr Reis als die übrigen und eine gute Anzahl Gewehre und Schießbedarf. Ein den Christen günstig gestunter Mandarin begleitete sie mit einer Anzahl Bewaffneter.

Raum hatte P. Becker Anton mit seinen Geschwistern nach Hause entlassen, so war nämlich die Kunde von dem Vögrerauffstand nach Hian-hien gelangt, und der Obere der Missionäre hatte gerade ihn, der früher Zuabe gewesen war, in die bedrohten Gemeinden geschickt, um die Christen zum Widerstande gegen die Räuber zu ermutigen. Es blieb ihm nichts anderes zu tun, als mit ihnen nach der Landzunge von St Peter zu fliehen, wo man sich am besten einige Tage verteidigen konnte. Sehr freute er sich über den fast vollendeten Damm und lobte die Brüder Yang. Es erübrigte nur noch, zu beiden Seiten, wo man vielleicht den Graben durch seichtes Wasser umgehen konnte, spitze Bambusstäbe in den schlammigen Grund zu stecken. Dann folgte er Anton in das Haus, wo P. Si mit seinen zer Schlagenen Füßen lag.

Unterwegs wurden sie von ganzen Scharen von Weibern und Kindern umringt, die laut weinten und klagten.

„Mut!“ rief ihnen der Priester zu. „Wir sind in Gottes Hand! Dank den braven Leuten von St Peter dürfen wir uns als gerettet betrachten! Und wenn uns Gott in den Himmel nehmen und zum Lohne für den Verlust unserer armseligen Hütten in seine herrlichen Paläste einführen will, so müssen wir ihm erst recht dankbar sein. Geh! in die Kapelle und betet! Die heiligen Schutzengel eurer Kinder werden mit uns kämpfen!“

Doch in der Kapelle war kein Platz für die vielen Frauen, Kinder, Greise und Greisinnen; weit im Umkreise derselben lagen sie zu Hunderten auf den Knien und beteten laut die Vitanei zur seligsten Jungfrau: „Du Helferin der Christen,

du Trösterin der Betrübten, du mächtige Jungfrau, du Turm Davids: bitte für uns!“ schallte es über die Häuser des Weilers hinweg und weit über den See hin.

„Sie wird uns helfen!“ sagte der Priester mit einer Träne im Auge, als er das gläubige Flehen der Frauen und Kinder hörte, „wenn ich auch nicht sehe, wie uns Hilfe kommen kann.“

Erst als sie sich allein bei P. Si befanden, wagte P. Becker sein Herz auszuschütten. „Es hilft nichts, uns die Gefahr zu verheimlichen: wir müssen uns auf den Tod vorbereiten!“ sagte er. „Tausende und Tausende sind dieser tollen Sekte beigetreten und gebärden sich wie Besessene. Und wirklich scheint der böse Feind die Hand im Spiel zu haben. Jedenfalls bedient er sich dieser Rasenden, alle unsere Christengemeinden zu vernichten. Ich sah die Vögrer in Kao-lo einziehen. ‚Schutz dem Kaiserhaus, Vernichtung aller Europäer!‘ stand auf einer ihrer Fahnen, ‚Tod allen fremden Teufeln!‘ auf einer zweiten. Und wie ich höre, ist P. Andlauer bereits von ihnen ermordet, und noch andere von uns Missionären sollen die Märterkrone schon errungen haben. Den Christen stellen sie die Wahl zwischen Abfall vom Glauben oder Tod. Soviel ich vernahm, haben unsere Neubefehrten sich bisher durchweg heroisch gehalten. Hunderte sind denn auch schon als Blutzeugen gestorben; 20, 30 und noch mehr Dörfer im Süden und Osten stehen in Flammen. Der Ortsvorsteher in Kao-lo glaubte noch durch eine sehr hohe Brandschatzungsumme sein großes Dorf loskaufen zu können, wie ich es verließ. Mit genauer Not erreichte ich meine Gemeinde, als eben euer Bote eintraf, und bestimmte meine Leute, eurem Rufe zu folgen,

der uns wenigstens für den Augenblick Rettung des nackten Lebens verspricht. Gott schütze uns in Gnaden! Wie viele konnten sich denn auf diese kleine Halbinsel flüchten?"

„Wohl 2000 Seelen mögen es sein, davon mindestens 500 kampffähige Männer und Jünglinge“, sagte Anton. „Wir werden uns so lange verteidigen können, bis der Tao-tai aus Hian-hien uns Hilfe bringt.“

„Kennt er unsere Lage?“ fragte P. Becker.

„Noch nicht. Ich dachte, wir müßten erst abwarten, ob wir hier wirklich angegriffen werden. Die Mordbanden könnten sich ja auch auf die Christendörfer im Norden werfen, und dann würden wir durch unsere verfrühte Meldung ihnen die nötige Hilfe entziehen. Den Brief habe ich geschrieben und wollte ihn durch meinen Bruder Leo schicken, sobald der Feind uns angriffe. Aber jetzt denke ich, es werde viel besser sein, wenn Ew. Hochwürden persönlich nach Hian-hien führen. Sie kennen den ‚großen Mann‘ (den Obermandarin), und auf Ihren mündlichen Bericht wird er uns viel eher zu Hilfe kommen als auf mein armseliges Schreiben.“

„Es ist wahr; ich kenne den Tao-tai gut, und er hat sich immer als unser Freund gezeigt“, antwortete P. Becker. „Aber ich darf in diesem Augenblicke der Gefahr meine Herde nicht verlassen.“

„Sie ist ja nicht verlassen“, sagte P. St. „Ich bleibe hier und lasse mich auf den Kampfplatz tragen, sobald der Feind sich zeigt. Stehen kann ich freilich auf meinen armen Füßen noch nicht; aber das ist ja nicht nötig. Ein paar kräftige Arme können mich überallhin tragen, wo man

des Priesters bedarf. Anton hat ganz recht: Euer Hochwürden müssen nach Hian-hien. Das ist unsere einzige Rettung.“

P. Becker wollte einwenden, es genüge wohl, wenn der Bote einen Brief von ihm dem Tao-tai überbringe, da riß Leo die Türe auf und rief: „Rasch nach der Schanze! Die Flüchtlinge von Kao-lo kommen und ihnen auf den Fersen die Boger!“

8. Der erste Sturm.

Alles eilte nach dem Damm; auch P. Si wurde auf seinem Stuhle dahingetragen.

Der Graben war fertig; fast überall 2 m tief, und eben hatte man das Wasser vom See hereingelassen. Strubelnd füllte es das Bett. Auch der Palisadenzaun aus 3 m hohen, starken Bambuspfehlen, die ein nahes Wäldchen geliefert hatte, und dornigem Gezweig war bis auf eine enge Stelle fertig, wo jetzt noch eine Plante über den Graben lag. Auf diesem schmalen Stege drängten sich die Flüchtlinge von Kao-lo atemlos in die Verschanzung.

„Etwas langsamer! Ihr stürzt sonst in den Graben!“ mahnte Han. „Wir haben Zeit. Es sollen alle herein, zuerst die Frauen und Kinder!“

„Aber die Mörder sind unmittelbar hinter uns!“ riefen die Fliehenden.

„Es ist alles verloren! Sie werden mit uns in die Schanze eindringen!“ jammerten andere.

„Das wollen wir sehen!“ sagte Han, der mit einem Duzend der mutigsten Männer den Zugang zum Stege verteidigte.

Und nun erzählten die Leute von Kao-lo, die glücklich hinter die Verschanzung gekommen waren, unter Tränen und Händeringen haarsträubende Greuel. Die Voger hatten Frauen

und Kinder in die brennende Kirche geworfen, andere an die Haustüren wie an Kreuze genagelt und dann das Haus angesteckt, wohl Hunderte gespießt oder sonst auf gräßliche Art ermordet. Man drängte sich um die Armen und hörte mit Grauen auf ihre Schilderungen.

„Ihr seht, gute Leute, was ihr von diesen Mordgesellen zu erwarten habt, wenn ihr euch und diese armen Frauen und Kinder nicht mutig verteidigt“, redete P. Weder die umherstehenden Männer an. „Auf eure Posten! Besser mit den Waffen in der Hand sterben, als so gräßlich zu Tode gequält werden. Es wird übrigens kaum einer aus euch fallen; denn Damm und Graben schützen euch. Und ich bringe Hilfe! Spätestens in drei Tagen kommt der ‚Große Mann‘ von Hian-hien mit seinen wohlgeübten und gut bewaffneten Soldaten und wird diese Räuberbanden vernichten!“

„Aber unsere Häuser sind verbrannt, und unsere Brüder sind erschlagen!“ klagte der Ortsvorsteher von Kao-lo.

„Die um des Glaubens willen Erschlagenen sind jetzt ewig glücklich im Himmel unter der glorreichen Schar der Märtyrer. Und was wir für unsern Heiland verlieren, wird er uns hundertfach erstatten“, tröstete der Priester, und seine Worte fanden einen kräftigen Widerhall in den Herzen seiner frommen Gläubigen.

„Der Vater hat recht“, sagte ein ehrwürdiger Greis. „Wir wollen unsere Habe und unser Leben dem Himmelsherrn übergeben. Er ist mächtig und reich genug, uns alles zu ersetzen!“

„Amen!“ „So ist es!“ „Sein sind wir im Leben und im Tode!“ riefen die Leute.

„Auf den Wall! Jeder an seinen Posten! Zurück die Frauen und Kinder!“ hörte man jetzt von der Brücke her rufen. „Sie kommen!“

„Dann ist es Zeit für Ew. Hochwürden, die Fahrt anzutreten“, sagte Anton. „Mein Bruder hier wird Euer Ferge sein. Er ist zwar jung, aber stark genug und hat die Fahrt schon oft gemacht. Du nimmst den leichten kleinen Kahn, Leo, und fährst so rasch du kannst. Unser aller Rettung hängt von deiner Geschicklichkeit und Schnelligkeit ab.“

„O du kannst dich auf mich verlassen. Ich bin übrigens nur ein Jahr jünger als du und könnte gerade so gut hier kämpfen, und das würde ich eigentlich lieber tun“, entgegnete Leo.

„Gewiß, und ich zweifle nicht an deiner Tapferkeit. Aber du bist der geschicktere Schiffer von uns zweien, und auf der Geschicklichkeit des Schiffers beruht unsere Rettung noch mehr als auf der Tapferkeit von zehn Männern.“

Das schmeichelte dem Burschen. „Gut“, sagte er, „ich fahre! Soll ich aber nicht unsere Mutter und die kleinen Schwesterchen mitnehmen? Die können euch hier doch nichts helfen.“

„Es ist schön, daß du an die Mutter denkst und an die Schwesterchen!“ sagte Anton. „Frage die Mutter, aber um alles in der Welt, spute dich! Gott gebe euch eine glückliche Fahrt und führe Euer Hochwürden rechtzeitig zu unserer Rettung zurück!“

Damit umarmte Anton seinen Bruder, küßte niederknietend die Hand des Priesters und eilte mit seinem Segen an den Steg, über den soeben die letzte Gruppe der Flüchtigen hinter

die Verschanzung flüchtete. Inzwischen lief P. Wecker mit seinem kleinen Fergen an den Strand hinab. Nur einen Augenblick säumten sie am Häuschen der Frau Yang. „Rein“, sagte diese rasch entschlossen auf die Einladung ihres Knaben. „Es ist besser, ich bleibe. Ma-li und Su-sang aber sollen mit euch. Die sind im Hause der guten Schwestern am besten aufgehoben. Der heilige Schutzengel sei euer Begleiter, meine Kinder!“

Rasch war der Kahn losgebunden und glitt durch das Schilfrohr vom Ufer fort, an dem die greise Mutter den weinenden Mädchen den letzten Abschiedsgruß winkte. Vom Walle her tönte tausendstimmiges Geschrei und gleich darauf das Knattern vieler Flinten. Das lenkte die Aufmerksamkeit der armen Flüchtlinge von dem Kahne ab; sonst hätten, wie P. Wecker gefürchtet hatte, gewiß zahllose Mütter mit ihren Kindern erzwingen wollen, daß man sie mitnehme. Sobald der Kahn in den Binsen verschwunden war, ging Frau Yang nach der Kapelle, um mit den Hunderten, die dort beteten, um Hilfe und Rettung zu flehen. „Nicht für unser kurzes Leben bitte ich“, sagte sie in ihrem mütterlichen Herzen, „sondern daß ich mit allen meinen Kindern das ewige Leben gewinne und daß mit uns auch mein armer verblendeter Min gerettet werde. Gern will ich sterben, wenn du mir diese Bitte gewährst, lieber Heiland!“

Inzwischen erwartete man auf dem Walle den ersten Sturm. Rechtzeitig hatte Han die Planke zurückgezogen und mit derselben und einigen bereitgehaltenen Pfählen die letzte Lücke in dem Palisadenzaun geschlossen, als schon die ersten Haufen der Feinde regellos heranstürmten. Sie erhoben ein wütendes

Geheul, als sie den Graben und den Wall erblickten, und schossen ihre Flinten auf die Palisaden ab. Das waren die Schüsse, welche P. Weder bei der Abfahrt hörte.

„Nicht schießen, bis sie stürmen und bis ich ‚Feuer‘ kommandiere“, rief der Mandarin, der den Oberbefehl übernommen hatte, und eilte mit Han noch einmal den ganzen Damm entlang. Die etwa 100 Schützen waren gut verteilt, je ein Duzend der besten standen an den beiden Endpunkten des Walles, wo man befürchten mußte, daß der Feind versuchen werde, die Schanze durch das seichte Wasser zu umgehen. Die übrigen lagen, jeden Doppelschritt ein oder zwei Schützen, in guter Deckung an den Schießscharten. Zwischen und hinter ihnen standen mit Spieß, Stangen und Knütteln Bewaffnete, für den Fall, daß es dem Feinde gelänge, über den Graben zu setzen. Auch lagen große Haufen Steine bereit, um damit die Stürmenden zu empfangen.

„Spart das Pulver!“ sagte der Mandarin, „wir haben leider nicht viel davon!“

„O, zehn Schüsse für den Mann!“ suchte Han die Leute zu ermutigen, „das macht 1000 tote Feinde! Und wenn sie damit nicht genug haben und wie die Hasen laufen, so will ich den größten Fisch im See mit samt den Schuppen lebendig verschlingen. Aber ihr müßt sie bis an den Rand des Grabens herankommen lassen. Auf drei Schritte Entfernung muß ja jede Kugel treffen!“

„Wohl, wenn sie nicht gefeit wären“, meinte kopfschüttelnd ein alter Chinese. „Aber sie haben alle Amulette und sind durch Zauberei unverwundbar gemacht.“

„Und selbst wenn man sie totschießt, stehen sie sofort wieder auf und kämpfen weiter. So hörte ich einen Bonzen verfluchen, der mit ihnen zieht“, sagte ein anderer.

„Da haben sie sich von den Bonzen einen schönen Bären aufbinden lassen“, lachte Han. „Paß jetzt gut auf und zeige mir den ersten Totgeschossenen, der weiter kämpft, so will ich ihn mit Haar und Haut lebendig verschlucken wie den großen Fisch mit seinen Schuppen. Aber da kommt der Haupthaufen! Achtung!“

Mit wildem Geheul, wie ein Rudel Wölfe, wälzte sich jetzt eine unübersehbare Schar heran. „Das sind mehrere Tausende!“ sagte erblickend der Mandarin, der mit Han in der Mitte des Damms einen etwas erhöhten Platz bestiegen hatte, von dem aus sie den Wall und das vorliegende Feld übersehen konnten.

„Und sie benehmen sich in der Tat wie Wahnsinnige oder wie Besessene“, antwortete für den ersten Augenblick ebenfalls etwas erschrocken Han und bezeichnete sich unwillkürlich mit dem Zeichen des Kreuzes. „Fast alle sind ja beinahe ganz nackt!“

„Der Geist, der sie treibt, verlangt das von ihnen“, antwortete der Mandarin.

„Es muß ein unreiner Geist sein, ich verachte ihn!“ entgegnete der junge Christ. „Ob er diese Unseligen wirklich so in den Tod treibt? Nein, sie besinnen sich, sie machen Halt, sie schicken Parlamentäre vor.“

In der Tat hielten die Scharen auf etwa 200 Schritte Entfernung und formten sich in Reihen. Dann trat eine Abteilung von etwa hundert Mann mit einer großen Fahne

vor und näherte sich bis auf einige Schritte dem Graben. Da schwenkten sie die Fahne und forderten mit lautem Geschrei Gehör. Der Mandarin rief ihnen zu, sie möchten reden. Ein Bonge ergriff jetzt die große Fahne und zeigte ihre Inschrift: „Schutz dem Kaiserhaus! Tod allen Fremden!“ „Wenn ihr nicht sofort uns die fremden Teufel ausliefert, so seid ihr alle des Todes!“ schrie er.

„Es sind keine Europäer in unserer Schanze“, antwortete der Mandarin.

„So liefert uns den Verräter Li und die übrigen Lehrer der verruchten fremden Religion aus und schwört den alten Göttern Treue, sonst seid ihr ebenfalls Verräter und Kinder des Todes!“

„Unser Kaiser hat die fremden Lehrer und ihre Schüler unter seinen Schutz genommen. Ihr seid Rebellen und Mordbrenner, und wenn ihr nicht friedlich von hinnen zieht, so sollen unsere Kugeln euch antworten.“

Kaum hatte der Mandarin das gerufen, so schwenkte der Bonge seine Fahne und hob mit näselnder Stimme eine alte buddhistische Zauberformel zu singen an. Die Tausende stimmten ein; dann stürzten sie heulend und ihre Flinten abfeuernd wie eine Sturmflut heran. Der Eindruck dieses Angriffs wäre auch für mutige und erprobte Soldaten furchtbar gewesen. Schon fürchtete der Mandarin, seine Leute möchten die Waffen von sich werfen und um Gnade rufen. Aber gerade die Gewißheit, von diesen Rasenden doch keine Gnade zu erhalten, erfüllte die sonst furchtsamen Chinesen mit dem Mute der Verzweiflung. Sie zielten auf die Vordersten und drückten die Augen zu. „Feuer!“ rief jetzt der Anführer.

Da knallte es fast wie ein einziger Schuß den Damm entlang. Mut- und Schmerzgeul antwortete, und als der Pulverdampf sich verzog, sah man nahe an hundert Sterbende oder Schwerverwundete in ihrem Blute liegen, mitten dazwischen den Bongen mit seiner Fahne.

„Da, da seht, was ihr Zauber ihnen hilft!“ rief Han. „Und auf unserer Seite kein einziger auch nur verwundet! Mut! Geschwind wieder laden!“

Die Wirkung der Salbe war allerdings für den ersten Augenblick vernichtend. Die Bonger flohen, und es wurde ihren Anführern nicht leicht, sie zu sammeln und zu einem zweiten Angriff vorzuführen.

„Die Amulette sind kraftlos!“ schrien sie. „Sie haben einen Gegenzauber! Das Kreuz dort auf der Spitze ihrer Pagode raubt unserem Geiste seine Macht!“

„Schämt euch! Gerade deshalb müssen wir es herunterreißen. Wir sind ja hundert gegen einen! Und wenn ihr nicht geflohen wäret wie die Hasen, so hätten wir jetzt schon gesiegt. Voran noch einmal und Rache!“ rief der Führer, ein Riese von Gestalt. „Die drei ersten Haufen folgen mir und der schwarzen Fahne; die grüne Fahne sucht rechts, die blaue Fahne links durch das seichte Wasser den Damm zu umgehen. Voran! Wer fällt, steht in acht Tagen von den Toten auf, wenn es uns nur gelingt, den christlichen Gegenzauber zu vernichten.“

Und abermals brauste der Feind zum Sturme heran. Wieder empfing ihn eine mörderische Salbe. Aber diesmal wichen die Rasenden nicht zurück. Über die Leichen und Verwundeten hinweg stürzten sie sich in den Graben und suchten

den Wall zu erklimmen. Mit Spießen und Anstößeln wurden sie in das Wasser zurückgestoßen, in dem sie zu Duzenden ertranken. Nicht besser erging es den Tollkühnen, die rechts und links durch den See die Verschanzung umgehen wollten; die einen traten in die im Schlamm verborgenen Bambusspitzen und verwundeten sich jämmerlich die Füße; andere, die, den Säbel im Mund, das tiefere Wasser zu durchschwimmen suchten, wurden beim Landen aus geringer Entfernung niedergeschossen oder zusammengehauen. So war nach einem verzweifeltsten Ringen dieser erste Sturm blutig abgeschlagen, und der Feind zog sich aus der Schußweite der Belagerten zurück.

„Sieg! Sieg!“ rief Han und jubelten die Christen.

„Wenn sie aber heute nacht oder morgen wiederkommen?“ fragte der Mandarin. „Wir haben fast kein Pulver mehr und wie lange wird unser Mundvorrat reichen?“

„Gott, der uns heute half, wird auch morgen helfen!“ antwortete Anton.

9. Ein Werk der Barmherzigkeit.

Nach der Aufregung des Kampfes war ein stiller Abend über die Belagerten auf der Halbinsel herabgekommen. Der Vollmond stieg wie eine rote Scheibe aus der dünnen Nebelschicht empor, die sich über die Seeufer gelagert hatte, und bald hantete seine Strahlen eine Silberstraße über die weite Wasserfläche hin. Im Schilf stimmten unzählige Frösche ihr einförmiges Nachtlied an, und alles ringsum schien so still und friedlich, als ob auf hundert Stunden kein Feind zu finden wäre.

Doch nicht ganz! Auf dem Walle standen Schilbwachen und riefen sich von Zeit zu Zeit an, und aus dem kleinen Kirchlein, wo Kerzen auf dem Altare brannten, drangen noch immer die Stimmen betender Frauen. Aber jetzt hörten sie auf. Anton hatte zum Schluß noch einmal die Lauretanische Litanei vorgebetet, und dann entließ er die Frommen mit dem schönen Gebete: „Unter deinen Schutz und Schirm.“

„Mut!“ sagte er, „Gott und die seligste Jungfrau haben uns heute beschützt. Unter ihrem Schutz und Schirm haben wir diese Nacht und morgen und niemals etwas zu fürchten. Schlaft ruhig! Die Hilfe ist unterwegs!“

Dann ging Anton nach dem Walle, um seinen Bruder Han aufzusuchen, der während der ersten Hälfte der Nacht die Aufsicht über die Wachen hatte. Er traf ihn auf dem

erhöhten Punkte in der Mitte der Schanze, von wo aus man in dem klaren Mondlichte die Posten, den Graben und das weite Feld davor, das mit Toten überfüllt war, im Auge hatte. Es war ein graufiger Anblick; an einigen Stellen lagen die Leichen zwei- und dreifach übereinander, und in dem Graben, unmittelbar ihnen zu Füßen, waren ganze Anäuel Ertrunkener.

„Das ist das Werk des Lügengeistes, der diese Unglücklichen in den Tod trieb“, sagte Johann. „Und wenn ihren Gefährten nur wenigstens jetzt die Augen aufgingen über den Betrug, dem sie zum Opfer fielen. Aber so blind der Geist der Lüge ihren Verstand macht, so verstockt macht auch der Geist der Bosheit ihr Herz. Was sagt unser armer Bruder Min und der Vetter Schan zu dem Siege, den wir errungen haben?“

„Ich weilte nur einen Augenblick bei ihnen, als der Kampf zu Ende war. Dann mußte ich mit Hilfe P. Bis für unsere Verwundeten sorgen. Der Vetter Schan schien in großer Angst zu sein, der Mandarin möchte ihn als Rebellen köpfen lassen, und hat mit vielen Worten um meine Fürsprache, 100 Taels als Preis seines Lebens anbietend. Min aber war noch gerade so trotzig wie früher; er drehte mir den Rücken und sagte, mit Vaterlandsverrätern rede er nicht.“

„Der Arme! Ich glaube, er meint es ehrlich und hat sich wirklich einreden lassen, die Missionäre seien gekommen, um China mit unserer Hilfe an die Fremden zu verraten“, antwortete Johann. „Sobald der Mandarin mich hier ablöst, will ich versuchen, ihn über seinen Irrtum aufzuklären. Und wie viele Verwundete zählen wir?“

„Kaum ein Duzend, und auch nicht ein einziger erhielt eine schwere Wunde. Gott hat uns wirklich außerordentlich beschützt. Und die Feinde zählen wohl mehrere hundert Tote?“

„Ich schätze die Zahl der Leichen in der Nähe des Grabens auf 300—400. Dazu kommen noch viele hier im Graben und im See. Und die Zahl der Verwundeten mag doppelt so groß sein. Ich glaube nicht, daß die Boxer noch einen zweiten Sturm wagen. Aber sie werden uns aushungern wollen, und ich fürchte, das wird ihnen gelingen.“

„Vorher bringt der Tao-tai von Hian-hien uns Entsch.“

„Je nun, unter uns gesagt, soll es mich nicht wundern, wenn er uns im Stiche läßt und ruhig hinter seinen festen Mauern bleibt. Von einem Duzend Plätzen aus werden die Missionäre seine Hilfe erbitten. Er kann nicht überall helfen. Er wird Hilfstruppen von Peking verlangen — und wer weiß, wie es dort aussieht? — und einstweilen die festen Plätze gegen die Rebellen verteidigen.“

„Ich bitte dich, Bruder, sage solch entmutigende Worte keinem unserer Gefährten. Sie würden jeden Widerstand lähmen. Wir wollen im Vertrauen auf Gott mutig ausharren — und wenn es sein Wille ist, daß wir hier die Märterkrone erringen — um so besser!“

„Du bist ein braver Bursche, Toni!“ sagte Johann und schüttelte dem Bruder die Hand. „Wie war es nur möglich, daß du dir über deinen Büchern so viel frischen Mut bewahrtest? Aber horch, was ist das? Ich meinte schon vorhin, von da drüben her etwas gehört zu haben. Es werden doch nicht die Geister der Erschlagenen also seufzen.“

Beide schwiegen und lauschten. Kein Zweifel, da tönte schweres Stöhnen herüber! Und jetzt konnte man deutlich verstehen: „Hilfe, Wasser!“

„Es ist ein Schwerverwundeter“, sagte Anton. „Und vielleicht liegt noch mehr als ein solcher unter den Erschlagenen. Die christliche Liebe gebietet uns, daß wir ihm zu Hilfe eilen.“

„Einem solchen Mörder und Mordbrenner?“

„Er ist jetzt in Todesnot. Vielleicht können wir seine Seele retten. Und unser Herr gab das Gebot: „Liebet eure Feinde!““

„Das ist alles schön und recht. Aber ich wage nicht, den Palisadenzaun zu öffnen und die Plank über den Graben zu legen ohne Zustimmung des Mandarin, der den Oberbefehl hat. Wir müssen warten, bis er kommt.“

„Und du könntest noch stundenlang dieses Stöhnen anhören, ohne Hilfe zu bringen?“ fragte Anton. „Ich gehe und rufe den Mandarin!“

„Nun, wenn du ihn jetzt weckst, würde er schlechter Laune sein und es jedenfalls doch nicht erlauben“, sagte Johann. „Ich will es lieber wagen, wenn du wirklich meinst, daß die Christenpflicht solches fordert. Ich nehme ein Duzend Burschen mit mir und streife mit ihnen die nächste Umgegend etwas ab. Du kannst dann dem Sterbenden inzwischen Hilfe bringen.“

So geschah es. Johann rief eine Schar Bewaffneter herbei, die ganz in der Nähe unter eilig zusammengestellten Schilfschütten schlummerten. Der Palisadenzaun wurde geöffnet, die Plank über den Graben geschoben, und die Streifwache verließ unter Johanns Führung die Schanze, nachdem derselbe einen starken Posten zur Bewachung des Steges zurückgelassen hatte.

Anton schloß sich mit einigen Trägern der Schar an und eilte nach der Stelle, von wo der Hilferuf erschallte. Bald hatte er den Verwundeten gefunden, und als derselbe etwas Wasser getrunken, kehrte sein Bewußtsein zurück. Es war ein abtrünniger Neubekehrter, der aus Todesangst sich den Bogern angeschlossen hatte und nun seine Schwäche bitterlich bereute.

„Ach, ach, kann ich Verzeihung finden?“ seufzte er.

„Gewiß, da du deine Sünde beweinst. P. Si wird dich mit Freuden losprechen. Brüder, tragt ihn sogleich zu P. Si in das Haus meiner Mutter!“

„Aber könnte ich nicht unterwegs sterben?“ sagte der Verwundete. „Ich bin noch nicht getauft, ach, laßt mich nicht ungetauft sterben! Ich glaube an Gott, den Vater und den Sohn und den Heiligen Geist, und an alles, was der fremde Lehrer mich gelehrt hat. O tauft mich!“

Der Verwundete war durch die Brust geschossen, und Blut floß von seinen Rippen, während er mühsam diese Worte sprach. Anton hielt es also für geratener, der Bitte des Neumütigen und Gläubigen sofort zu willfahren, und taufte ihn. Dann erst hieß er seine Begleiter den Neugetauften zu P. Si tragen.

Noch drei andere Schwerverwundete traf Anton unter den Erschlagenen; diese aber waren voll Haß gegen die Christen und wollten nicht einmal einen Trunk Wasser annehmen. „Ihr wollt uns nur pflegen, um nachher um so grausamere Racht an uns zu nehmen“, sagte einer von ihnen. Nichtsdestoweniger befahl Anton, auch diese in die Verschänzung zu tragen, wo man ihre Schmerzen etwas lindern konnte.

Als er mit dem letzten Verwundeten den Steg überschritt, traf er in der Öffnung der Palisade den Mandarin. Derselbe wußte nicht, was er zu dieser ihm ganz unbegreiflichen Handlungsweise des jungen Christen sagen sollte.

„Daß ihr Christen eure Brüder liebt, begreife ich und finde es schön“, sagte er, nachdem ihm Anton das Gebot der christlichen Liebe erläutert hatte. „Aber diese Mordbuben, die soeben noch eure Dörfer anzündeten und Frauen und Kinder wie wilde Tiere erwürgten! Ich habe große Lust, den vier Gefangenen ohne Federlesen den Gnadenstoß zu geben und ihre Leichen zu denen ihrer Gefellen zu werfen.“

„Seid barmherzig, damit auch euch Barmherzigkeit zu teil werde“, sagt unser himmlischer Lehrer“, flehte Anton den Chinesen an. „Auch wir bedürfen barmherziger Hilfe von oben, um aus unserer Gefahr errettet zu werden. Vielleicht, daß Gott uns hilft, wenn wir sein Gebot der Barmherzigkeit erfüllen. Denn, mit dem Maße, mit dem ihr ausmisset, soll euch wieder eingemessen werden.“

„Was ihr Christen für schöne Sprüche habt“, lachte der Mandarin. „Aber das kann diesen gefangenen Rebellen nichts helfen. Sie haben nach dem Befehle ihr Leben verwirkt und müssen sterben.“

„Gönnt ihnen wenigstens noch etwas Bett, daß sie sich bekehren können“, bat der Jüngling, und der Chineser willigte endlich in den erbetenen Aufschub ihrer Hinrichtung ein.

Johann blieb inzwischen mit seiner Abtheilung länger aus, als sein Bruder erwartet hatte. Schon senkte sich der Vollmond dem See zu, und der Tag konnte nicht mehr ferne sein. Der Mandarin wurde über das Schicksal der Streifwache

unruhig, wollte aber nicht erlauben, daß Anton den Bruder mit einer zweiten Schar aussuche.

„Wenn er in einen Hinterhalt fiel, so kannst du ihn nicht mehr retten und würdest wahrscheinlich sein Los teilen“, sagte er, „und ich darf unnütz keinen Mann opfern.“

Als der Morgen schon dämmerte, kehrte die Streifwache endlich zurück.

„Ein wahres Glück, daß du auf den Gedanken kamst, dem Verwundeten Hilfe zu bringen“, sagte Johann zu seinem Bruder, „der Feind hätte uns sonst wahrscheinlich von einer Seite überrumpelt, auf der wir vollkommen sicher zu sein glaubten.“ Und dann berichtete er dem Mandarin, wie er die Posten der Boger am Uferschiff besichtigte und gesehen habe, daß sie an einer Bucht, eine gute halbe Stunde nach Süden, große Flöße zimmerten und eine Anzahl Barken zusammengebracht hätten. „Es liegt auf der Hand“, schloß er, „sie wollen uns von der Seeseite überfallen, während ein Scheinangriff alle unsere Kämpfer am Walle festhalten soll.“

„Du wirst recht haben, junger Mann“, sagte der Mandarin sehr ernst. „Schlimm! Wie werden wir diesen Doppelangriff abschlagen können?“

„Da wir glücklicherweise ihre Absicht kennen, läßt sich das wohl noch erreichen“, antwortete Johann, der auf dem Rückwege einen gar nicht üblen Gegenplan erfunden hatte. „Ja, wenn ihre Schiffe und Flöße unversehens in unserem Rücken gelandet hätten, während wir alle hier am Graben standen, — da waren wir verloren! Aber so sage ich noch einmal: Dein Werk der Barmherzigkeit, Toni, führte zu unserer Rettung.“

„Deine kluge und kühne Aushandlung entdeckte den Plan.“

„Die aber unterblieben wäre, hättest du nicht dem Verwundeten Hilfe bringen wollen“, wiederholte Johann, und selbst der Chinese mußte gestehen, daß diesmal ein Werk der Barmherzigkeit das fast sichere Verderben von ihnen abgewendet habe. Er wiederholte also Anton sein Versprechen, vorläufig keine Bluturteile an den Gefangenen zu vollstrecken, und der Jüngling eilte zu denselben, um sie zu pflegen, und wenn es möglich wäre, ihre Seelen für Gott zu gewinnen.

10. Der zweite Sturm.

Der Neugetaufte war unter dem Beistande P. Bis gestorben. „Seine Seele betet jetzt für dich und uns im Himmel“, sagte der chinesische Priester zu Anton. „Die andern aber wollen den Ruf Gottes noch nicht verstehen. Auch dein armer Bruder nicht; doch ist er nicht mehr ganz so trotzig wie gestern, obgleich er noch immer uns für Vaterlandsverräter hält. Er weigert sich deshalb, auf unserer Seite zu kämpfen, während der Vetter Schan zu allem bereit ist, wenn man ihm nur das Leben verspreche und die Fesseln abnehme. Natürlich kann man ihm nicht trauen; er ist durch und durch falsch und verlogen.“

Dann ließ sich der Priester, der zur Not wieder fliehen und gehen konnte, zur Kapelle führen, wo er stundenlang Beichte hörte, hierauf die heilige Messe las und, soweit die heiligen Hostien reichten, Kommunion austeilte. Der Mandarin, der zum erstenmal den Gottesdienst der Christen sah, war über die Frömmigkeit der Gläubigen nicht wenig erbaut. „Ihre Gesichter strahlen ja vor Freude, nachdem sie das winzige Stücklein Brot empfangen haben“, sagte er. „Fast glaube ich, daß das ein Zauber ist und daß eure Religion die Menschen besser zu trösten versteht als die unsere.“

Im Laufe des Tages verhörte er die Gefangenen. Den Schergen, die Schan mit sich hergebracht hatte, ließ er sofort

die Fesseln abnehmen und reichte sie unter seine Leute ein, da ja dieselben nur dem Befehle ihres Vorgesetzten entsprochen hatten. Schon wäre beinahe ebenfalls freigelassen, denn er behauptete, in gutem Glauben gehandelt zu haben, daß die Proklamation der Kaiserin echt sei; aber er verdrehte seine Augen so und benahm sich so kriegerisch vor dem Mandarin, daß der kluge Mann den Heuchler durchschaute. „Der Mensch würde uns sicher bei der ersten Gelegenheit verraten“, sagte er. „Bindet ihn noch etwas fester und führt ihn ab!“ Min dagegen, der offen den Mandarin beschuldigte, daß er es mit den Fremden gegen sein Vaterland halte, ließ er auf sein Ehrenwort, daß er nichts zum Schaden der Belagerten unternehme, seiner Bande entledigen.

„Du meinst es wenigstens ehrlich mit deinem Vaterlande“, sagte er, „und wirst vielleicht später einsehen, daß die Feinde der Fremden auch die Feinde Chinas sind.“

„Die Freunde der Fremden sollen die Freunde Chinas sein — ein tolles Rätsel!“ antwortete Min. „Wartet nur, bis die Truppen der Kaiserin euch alle ins Ostmeer werfen! Aber meinethwegen, es soll mir recht sein, wenn meine Verwandten mit heiler Haut entkommen, und ich verspreche, hier nichts zu ihrem Schaden zu unternehmen.“

Man ließ ihn gehen. Er sah sich den Damm an und die Wachen und machte große Augen beim Anblicke der vielen Erschlagenen jenseits des Grabens. Der Feind ließ sich den ganzen Tag über nicht blicken; er zimmerte offenbar noch an seinen Flößen. Johann hatte so alle Zeit, seinen Verteidigungsplan vorzubereiten. Mit ein paar Duzend Gehilfen schnitt er so viel dürrer Röhricht als möglich und band es in große

Bündel. Diese hob er mit Hilfe seines Rahnes in die Zugänge, die Schilf und Winzen allenfalls den feindlichen Fahrzeugen vom See her öffneten. Denn durch den dichten Schilfstanz war es auch einem leichten Rahn, geschweige denn großen Barken oder gar schwerfälligen Flößen eine Unmöglichkeit, ans Ufer heranzubringen. Ganze Lasten solcher Schilfrohrbündel hatte er am Abend fertig und türmte sie an geeigneten Stellen zu einer Art schwimmender Dämme auf. „Jetzt mögen sie kommen“, sagte er, „wir wollen ihnen einen warmen Empfang geben!“

Doch die Nacht kam und der Morgen kam, und es zeigte sich kein Boger, weder auf der Land- noch auf der Seeseite. Auf der Halbinsel selbst aber hatte sich der schlimmste Feind eingeschlichen. Schon tags zuvor hatte man kaum ein paar Handvoll Reis verteilen können; heute gab es nur wenige Körnchen, und morgen würde man gar nichts haben — der Hunger war da!

„Es hilft alles nichts!“ sagte verzweifelt der Mandarin. „Eure Götter, zu denen ihr unablässig fleht, sind entweder taub oder machtlos. Wir sind verloren!“

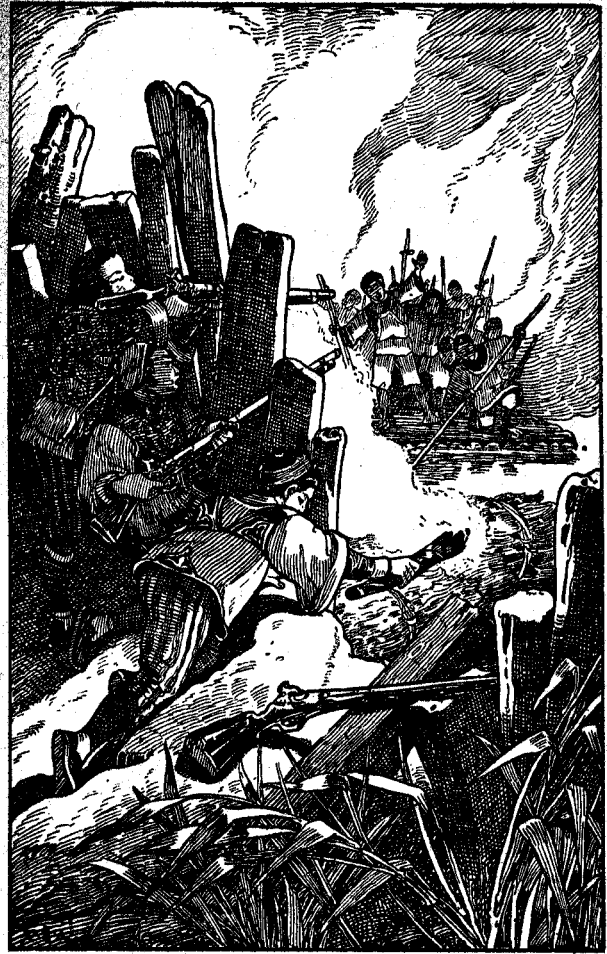
Da rief, als eben die Sonne unterging, der Wächter, der vom Kapellentürmchen aus beständig den See und das Ufer überschaute: „Der Feind! Wohl 20 Fahrzeuge, jedes mit mindestens 30 Mann!“

„Gut“, sagte der Mandarin. „Besser mit dem Säbel in der Faust fallen, als dem langsamen Hunger erliegen! Ich eile nach dem Wall!“

„Und ich will sie hier empfangen, und ihr sollt sehen, daß Gott uns hilft“, rief Han.

Noch zauderte der Angriff. Die Feinde auf dem See glaubten sich offenbar nicht entdeckt, wie ja in der Tat vom Strande aus ihre Fahrzeuge durch das hohe Schilf verborgen waren; auch konnten sie die schweren Fische nur langsam heranschleppen. Jetzt aber, als es eben dunkelte, drangen sie in die Schilfgassen ein. Man hörte die Ruder und das Knacken der brechenden Rohrhalme. Gleichzeitig erschien an einem Mastbaum eine brennende Laterne, offenbar um der Landmacht ein verabredetes Zeichen zu geben; denn alsbald hörte man vom Walle her das Geheul der Angreifenden.

Johann ließ die Fahrzeuge ruhig an den schwimmenden Damm von Schilfbündeln herankommen und teilweise auf dieselben festfahren; als dann der Feind das Hindernis durchbrechen und beiseite schieben wollte, gab er seinen Leuten Befehl, das Rohr anzuzünden. Da und dort und hier und an zwanzig Stellen zugleich zuckte die Flamme auf und verbreitete sich mit rasender Schnelle in dem dünnen Röhricht. Der Feind stieß einen Schrei der Verzweiflung aus: „Zurück! Wir verbrennen!“ erscholl es von schreckensbleichen Lippen. Aber nur wenigen Schiffen gelang es, sich rechtzeitig von den Brandern, die nun auch rechts und links Feuer fingen, freizumachen und die Flucht zu ergreifen. Im Nu umschloß ein Gürtel von Feuer den Feind, und Schiffe und Fische brannten. Heulend vor Schmerz stürzten sich die halbverfengten Voger in die Fluten und suchten schwimmend entweder das Ufer oder die fliehenden Schiffe zu erreichen. Aber nur wenigen gelang es; denn das Feuer hatte nun auch das stehende Röhricht erfaßt und breitete sich wie eine Mauer aus Flammen, die viele Meter hoch gen Himmel lohete, rings um die Halbinsel



Der Feind stieß einen Schrei der Verzweiflung aus: „Zurück! Wir verbrennen!“

aus. Und aus diesem Feuermeere tönte das rasch ersterbende Verzweiflungsgeheul der unglücklichen Angreifer.

Es war entsetzlich zu sehen und zu hören! Unwillkürlich hörte an der Schanze der Kampf auf, und Freund und Feind schaute nach dem lohenden Schiffs und den brennenden Schiffen.

„Gott streitet für uns!“ riefen die Christen mit neu-erwachendem Mute.

„Sie sind mit der Hölle im Bunde!“ sagten knirschend vor Wut die Führer der Boxer und versuchten umsonst ihre Scharen noch einmal zum Sturme zu führen. Geschlagen und entmutigt wichen sie zurück.

„Eure Götter sind uns wirklich zu Hilfe gekommen“, gestand der Mandarin P. Si. „Wenn sie uns nun noch Speise bringen, so werde ich am Ende selbst ein Christ.“ Noch redete er, da sah man am nördlichen Himmel rote und blaue Sterne aufsteigen, einen Augenblick leuchten und dann verschwinden.

„Was bedeutete das?“ fragte Anton.

„Reuchtfugeln!“ rief der Mandarin. „Der Tao-tai von Hian-hien kommt zum Entsatz. Eure Götter seien gepriesen!“

11. Der Entschluß.

Vater Wecker hatte wirklich seinen Freund, den Tao-tai von Hian-hien, berebet, mit einem Regimente geschulter chinesischer Truppen den Christen auf der Halbinsel St Peter zu Hilfe zu ziehen. „Ich wage zwar dadurch in mehr als einer Hinsicht meinen Kopf“, hatte er gesagt. „Denn die Rebellen, deren Macht von Tag zu Tag wächst, werden mir das nie verzeihen. Ferner weiß kein Mensch, welche Partei in Peking die Oberhand gewinnt. Wahrscheinlich die altchinesische mit der Kaiserin und dem Prinzen Luan an der Spitze, die wirklich China von allen Fremden säubern wollen, und dann bin ich verloren. Aber ich halte nun einmal dafür, daß China sich nicht gegen wirkliche Verbesserungen absperrn darf, und so will ich für meine Überzeugung kämpfen.“

So hatte der Tao-tai gesagt und war mit einem Regimente gut bewaffneter Soldaten und einer reitenden Batterie, die von deutschen Offizieren gebrillt war, gegen die Mordbrenner ausgezogen, welche die halbe Provinz verheerten. Trotz des Drängens P. Weckers ging er aber sehr vorsichtig und langsam zu Werk. Er wollte in einem großen Bogen den Feind umgehen und in den Lao-lo-See werfen. Die Rettung der Christen auf der Halbinsel war ihm dabei Nebensache; die Hauptsache der Rebellen sollte vernichtet werden — das war seine Absicht.

„Vater“, sagte der kleine Leo zu P. Wecker, „wenn der Große Mann so langsam voranzieht, so sterben die vielen Leute auf der Halbinsel vor Hunger, ehe wir ihnen Hilfe bringen. Wir hatten für gestern schon Hilfe versprochen.“

Der Vater, der mit Leo das kleine Entschäpper begleitete, machte dem Tao-tai die ehrerbietigsten und dringendsten Vorstellungen. Aber derselbe entwickelte dem Europäer einen großartigen Feldzugsplan, wie er am andern Morgen den Feind durch einen Flankenmarsch umfassen und völlig vernichten wolle. „Aber warum nicht gleich?“ flehte P. Wecker. „Wir haben Mond, und der kleine Leo kennt die Gegend!“

Nein, der Große Mann wollte die Nacht ruhen. Und die Soldaten sollten auch ruhen. Bei sich aber dachte der Großmandarin, zuzuwarten, bis die Rebellen das Christendorf erobert hätten. „Wenn sie beim Plündern auf der Halbinsel sind, habe ich sie so hübsch in der Falle, daß mir keiner entgehen kann“, sagte er sich.

„So will ich mich in der Nacht zu unsern Leuten durchschleichen und ihnen für morgen Rettung verkünden, daß sie den Mut nicht sinken lassen“, erklärte Leo dem Missionär, der damit einverstanden war. Als aber der Knabe mit Einbruch der Nacht aufbrechen wollte, sahen sie plötzlich den Himmel über der Halbinsel sich blutig rot färben. „O weh!“ rief der Knabe, „unser Dorf brennt! Der Feind hat es erflammt! Es ist alles verloren!“ und brach in Tränen aus.

P. Wecker eilte zum Tao-tai, um ihm Vorwürfe zu machen, daß er durch sein Zaudern 2000 Menschenleben geopfert. Was lag dem Großmandarin daran, wenn er dafür mit einem Schläge die Rebellen vernichten konnte? Er sagte das ganz

ungeföhret dem Missionär und gab dann Befehl zum Aufbruch. Die Leuchtugeln, die er steigen ließ, galten den Führern seiner andern Bataillone und riefen sie rasch zum vereinten Angriff herbei.

Inzwischen hatte der Mond beinahe die Hälfte seiner Bahn durchmessen. Nur wenige Wachen standen auf dem Wall, und diese waren vor Hunger so elend, daß sie kaum die Waffen tragen konnten. Die Leuchtugeln hatten ihnen freilich verkündet, daß Hilfe in der Nähe sei. Aber was ärgerte sie? Wenn der Feind in der Nacht noch einen Sturm unternahm, mußten sie erliegen. Und wirklich — da schienen sie zu kommen! Aus der Gegend, wo die Lagerfeuer der Boxer brannten, erscholl lautes Geschrei, und in Scharen kam es gegen den Wall herangelaufen!

„Sie stürmen noch einmal!“ riefen die Wachen. „Zu den Waffen!“

„Haltet euch nur eine kleine Weile tapfer, Freunde“, rief Anton. „Der Entschluß muß kommen!“

„Aber sie bringen diesmal Leitern und Brände! Gleich wird unser Zaun brennen und was dann?“

Wirklich, es war den Führern der Boxer gelungen, ihre Scharen, die inzwischen sich mit Saki neuen Mut getrunken hatten, zu einem letzten Sturme zu bereben. „Rache, Rache“ heulend braussten sie heran. Sie schwenkten brennende Fackeln und schleuderten sie über den Graben in das Dorngeflücht der Palisaden. Sie suchten mit Stangen große brennende Reisigbündel hinüberzuwerfen. Die Verteidiger waren diesen Versuchen gegenüber machtlos; sie hatten die letzte Patrone verschossen, und dort fingen die Palisaden schon Feuer.

„Bringt Wasser!“ riefen halb verzweifeln die Verteidiger. „Heilige Mutter Gottes, mächtige Jungfrau, jetzt bitte für uns!“ betete laut Anton.

Da auf einmal ein Kanonenschuß! und wieder einer! und noch einer! und dann im Halbkreis das Getatter von Schnellfeuer! „Ah, da sind sie!“ rief der Mandarin. „Legt euch hinter den Wall, denn ihre Kugeln gehen weit. Jetzt hat der Lao-tai sie herrlich in der Falle!“

In der That, es gab für die Boxer kein Entrinnen mehr. Hausenweise fielen sie unter den Kugeln des Lao-tai; heulend warfen sie ihre Waffen weg und flehten um Gnade. Aber der Lao-tai ließ noch eine gute Weile weiter schießen. Dann wurden die Gefangenen truppweise mit den Köpfen aneinander gebunden, um sie später mit Muße abzurteilen, und mit dem Morgengrauen hielt der Sieger seinen Einzug in das heldenmütig verteidigte Christendörfchen St. Peter.

12. Wiederum belagert.

Am Tage nach dem Siege hielt der Tao-tai blutiges Gericht über die Gefangenen, und beinahe wären Schan und Min mit den übrigen geköpft worden. Nur der Fürbitte Johanns, Antons und Leos, denen sich der Mandarin beigesellte, verdankten sie ihr Leben. „Die Yangs haben sich um unsere Rettung so verdient gemacht, daß Eure Hoheit diese Bitte für ihre Verwandten nicht abschlagen werden“, hatte der Mandarin zu dem Großen Mann gesagt.

Als das schreckliche Blutgericht vorüber war, ließ der Tao-tai die Leichen in den Graben werfen und denselben mit dem Damm zuschütten. Die Christen hielten unterdessen einen Dankgottesdienst, dem auch der Mandarin beiwohnte. Am Schluß sagte er zu Anton: „Ich will die Lehren eurer Religion, die mir gut gefällt, besser kennen lernen. Du sollst mich unterrichten. Du magst mit deiner Mutter und deinen Brüdern zu mir nach Nanking ziehen, wenn der Friede in der Provinz wieder hergestellt ist, was nach diesem Siege und dem blutigen Gerichte über die Boxer nicht lange mehr anstehen wird.“

Doch der Mandarin sollte sich täuschen. Bald trafen Boten ein, welche meldeten, daß neue und größere Vanden von Rebellen heranzögen. Auch aus dem Norden kamen solche Berichte, und der Tao-tai hielt es also für das klügste,

mit seinem Regimente nach Hian-hien zurückzuziehen, damit nicht etwa dieser feste Punkt durch einen Überfall in die Hand der Boxer gelange. Er erlaubte den Christen, die sonst rettungslos der Rache ihrer Feinde verfallen wären, unter seinem Schutze in die Stadt zu flüchten. So beluden sie sich mit ihrer geringen Habe und verließen die kleine Halbinsel; auch das Bild aus der Kapelle mit dem Heilande und St. Peter nahmen sie ehrfurchtsvoll mit. „Es soll uns stets an den göttlichen Schutz erinnern, der uns bei St. Peter zu teil wurde“, sagte P. Becker. „Hoffentlich können wir es bald im Triumph wiederum hierhin zurückbringen.“

Hian-hien füllte sich in der nächsten Zeit von allen Seiten mit christlichen Flüchtlingen. Die Anstalten der Mission konnten ihnen bald kein Obdach mehr bieten. In den Hofräumen und Gärten errichtete man Zelte und Bretterhäuser für sie. Der Tao-tai räumte ihnen überdies einen großen Exercierplatz innerhalb der Stadtmauern ein, auf dem sich rasch Notwohnungen erhoben. So war man für den Augenblick gesichert und brauchte selbst eine Belagerung von mehreren Wochen nicht zu fürchten, da die Vorrathshäuser mit Reis auf längere Zeit wohl versehen waren.

Die Missionäre konnten jetzt ihre Lage so ziemlich übersehen. Sie war traurig genug! Fast alle Christengemeinden im Süden der Provinz waren zerflört. Von den 48 000 Christen hatten sich etwa 18 000 nach Hian-hien und einigen andern besetzten Plätzen geflüchtet, deren Befehlshaber es nicht mit den Rebellen hielten. Was war aus den übrigen 30 000 geworden? Man schickte Boten über Boten an den Konsul von Tientsin, an die Gesandten in Peking, daß die

kaiserliche Regierung endlich entschiedene Schritte zur Unterdrückung der Boxer tue und Truppen sende. Die Gesandten drängten und drohten; man gab ihnen halbe Zusagen und spottete ihrer. In öffentlichen Dekreten wurde den Christen und den Fremden Sicherheit gewährt; insgeheim rief der Prinz Tuan die Boxer „zum Schutze des Kaiserhauses und zur Vernichtung der Fremden“ herbei, und von allen Seiten zogen sie in hellen Haufen auf Peking los. So verging das Frühjahr von 1900, ohne daß etwas Ernstes zur Niederwerfung des Aufstandes geschah.

„Die fremden Mächte lassen euch und uns im Stich“, sagte der Tao-tai eines Morgens im Juni zu P. Wecker, der noch immer im Missionshaus von Hian-hien weilte. „Die Partei des Prinzen Tuan gewinnt täglich an Macht. Es wäre eben die höchste Zeit, mit ihm meinen Frieden zu machen. Er hat mir unter Drohung die letzte Aufforderung gesandt, endlich die Sache der ‚Verräter‘ zu verlassen und zu den ‚Vaterlandsfreunden‘ überzutreten.“

„Das heißt, uns und die vielen Tausende von Christen, die eure Hoheit bisher beschützt haben, ans Messer zu liefern“, sagte der Missionär. „Ich traue Ihrer Gerechtigkeit zu, daß Sie die Unschuldigen auch fernerhin beschirmen, und Ihre Klugheit wird einsehen, daß die europäischen Mächte fürchtbare Genugthuung von China fordern werden. Ich weiß bestimmt, daß die Kriegsschiffe, die vor der Petho-Mündung ankern, jetzt schon Marinesoldaten gelandet und nach Peking geschickt haben.“

„Ein paar hundert Mann! Was bedeutet das gegen ein Reich von 400 Millionen?“

„Das bedeutet, daß es den Mächten ernst ist. Hinter diesen paar Hundert stehen Hunderttausende.“

„Aber die sind weit weg! Bis sie kommen, sind wir alle längst Kinder des Todes. Wäre es nicht klüger, ich schicke Euch unter sicherem Geleite nach Tientsin und an Bord der europäischen Kriegsschiffe?“

„Uns und unsere 48000 Christen? Und die vielen hunderttausend Christen der andern Provinzen?“

„Natürlich nur euch Europäer!“ erwiderte der Tao-tai. „Die Christen müßten einstweilen aus der Not eine Tugend machen und zum Scheine zu unserer Landesreligion zurückkehren! Wenn dann die fremden Mächte wirklich den Krieg erklären und China besiegen, kommt ihr wieder zurück, und die Christen bekennen abermals offen ihren Glauben. Auch ich vielleicht!“

„Nein, eure Hoheit müßten uns verachten, wenn wir so den Mantel nach dem Winde hängen wollten“, entgegnete der Missionär. „Wir Christen sterben lieber für unsern Glauben, als daß wir ihn verraten, auch nur zum Schein! Diese Tausende hätten ja durch scheinbaren Abfall ihre Häuser, Hab und Gut retten können.“

„Es ist wahr. Und ich habe Kunde von vielen, die lieber grausame Bambusstreiche und den Tod erduldeten, als ihren Glauben verleugneten. Es ist das merkwürdig für uns Chinesen, die wir sonst so geneigt sind, aus Politik unsere Überzeugung zu verheimlichen. Das gereicht in der Tat eurer Religion zur Ehre. Aber was kann es nützen, wenn ihr mit eurer Herde hingewürgt werdet? Wäre es nicht klüger, daß wenigstens ihr für eine kurze Zeit auf eure Schiffe flüchtet?“

„Schmach dem Hirten, der den Wolf kommen sieht und seine Schafe verläßt!“ antwortete der Missionär. „Dieber sterben wir mit ihnen!“

„Und Schmach dem Beamten, der aus Furcht für sein Leben sein Vaterland verrät“, sagte der Tao-tai. „Ich achte es aber als Vaterlandsverrat, zu der Partei überzutreten, welche die geschworenen Verträge bricht und sich mit Mordbanden verbündet. Gut! Bleiben wir also in Hian-hien und warten wir ab, ob Prinz Tuan uns hinwürgt oder ob die fremden Mächte in China wieder Ruhe und Ordnung herstellen.“

In den nächsten Tagen trafen Schlag auf Schlag neue Unglücksnachrichten ein. Die Rebellen hatten die Bahn zwischen Tientsin und Peking zerstört; der deutsche Gesandte wurde in der Hauptstadt auf offener Straße ermordet, seine Gefährten belagert, die Kirchen und Missionshäuser in der Hauptstadt zerstört; der Erzbischof Favier mit seinen Missionären und Christen sei im Petang eingeschlossen und so gut wie verloren; Duzende von Missionären, Tausende von Christen seien in den angrenzenden Provinzen ermordet, Hunderte von Christenbüchern verbrannt. Und nun kamen die Nachrichten von der Erstürmung der Taku-forts, von der Einnahme Tientsins durch die Fremden, von der Niederlage der Engländer, die den Gesandten in Peking Hilfe bringen wollten und zurückgeworfen wurden. Zugleich mit diesen wahren Nachrichten wurden aber die größten Lügen über das Land verbreitet. Die Chinesen hätten gesiegt, die Kanonen der Taku-forts alle fremden Kriegsschiffe in den Grund gehohrt; in Tientsin seien die „fremden Teufel“ samt und sonders in die

Auft gesprengt worden. So schwärzten wie ein Schwarm von Unglücksvögeln die abenteuerlichsten Gerüchte durch die Lüfte.

Und dann zogen von allen Seiten neue bewaffnete Haufen heran und umschwärmten die Stadt. Der Tao-tai verschloß die Tore und verschleuchte das Gesindel mit einigen Schüssen aus den alten, verrosteten Wallgeschützen. Aber die Boxer kamen wieder und zahlreicher, und bald war Hian-hien von allen Seiten umschlossen und abgeschnitten. Die Reiskorräte erschöpften sich; man teilte schon lange nur mehr halbe, dann nur mehr Viertelfraktionen aus. Zum Hunger gesellten sich Krankheiten, und die Lage wurde immer verzweifelter.

Es war jetzt Oktober. Drei Monate war man in Hian-hien bereits belagert und hatte keine zuverlässigen Nachrichten über die Ereignisse in Peking; daß die fremden Truppen dort eingezogen und der kaiserliche Hof geflüchtet, hatte man gehört. Aber dann hieß es wieder, die Fremden seien geschlagen und vernichtet, und viele glaubten es.

Da trat eines Abends P. Becker in die kleine Wohnung, die er Frau Yang und ihren Kindern neben dem Waisenhause verschafft hatte. Nachdem er der Witwe und den Knaben seinen Segen gegeben, sagte er sehr traurig: „Der Tao-tai verliert den Mut. Wir haben nur mehr für etwa 14 Tage so viel Reis, daß wir mit Not dem Hungertod entgehen. Es hilft kein Vertrösten mehr, meine Lieben: wir müssen uns auf das Ende vorbereiten.“

„Wenn die Europäer in Tientsin unsere Lage wüßten, sie würden uns gewiß zu Hilfe kommen“, sagte Anton.

„Ich glaube, sie sind vollständig geschlagen“, sagte Johann, „sonst wären sie schon lange hier. Ich sah heute große Silber-

bogen und lange Berichte, die darstellten und beschriebten, wie der Prinz Luan alle Europäer ins Meer hineintrieb.“

„Lügenberichte, wie sie zur Zeit des Krieges mit Japan die Kunde machten!“ rief der Missionär. „Nein. Die Chinesen sind überall geschlagen. Aber die Europäer werden so wenig zahlreich sein, daß sie nur Peking und den Weg dahin besetzen können. Auch haben sie wohl keine Ahnung, daß hier noch viele Tausende zu retten wären, sonst hätten sie gewiß schon längst einen Versuch zu unserer Rettung gemacht.“

„Aber kann man ihnen denn keine Botschaft schicken?“ fragte Frau Yang.

„Nicht leicht. Der Tao-tai hat keinen Mann gefunden, der es wagt, obgleich er guten Lohn versprach. Man muß sich durch die Boger schleichen und nachher von den Vorposten der Europäer ergreifen lassen, und die Chinesen haben vor den fremden Soldaten noch mehr Angst als vor den Rebellen. Ich habe mich angeboten und meine Mitbrüder ebenfalls; allein wir können uns verkleiden wie wir wollen, so verrät uns die Nase auf den ersten Blick.“

„Ich biete mich an!“ riefen Johann und Anton gleichzeitig.

„Ist es nicht genug, wenn Johann allein geht?“ fragte die Mutter, die Anton gern dereinst als Priester am Altare gesehen hätte.

„Ich halte Anton für den Geeigneteren von den beiden Boten“, sagte der Missionär, „denn er versteht Französisch und etwas Deutsch. Er würde sich also bei den fremden Soldaten wohl verständlich machen können.“

„Gut“, sagte Johann. „Aber ich begleite ihn. Zwei sind sicherer als einer.“

„Ich hatte erwartet, daß ihr euch so großmüthig zu dem gefährlichen Unternehmen anbieten würdet, das uns allein noch Rettung bringen kann“, sagte der Missionär. „Aber das Opfer soll nicht unüberlegt gebracht werden. Ich werde euch morgen in meiner Messe die heilige Kommunion reichen. Und wenn ihr dann noch entschlossen seid, so mögt ihr mit dem Segen eurer Mutter gehen. Frau Yang ist gewiß mit euch bereit, für unsere gemeinsame Rettung das große Opfer zu bringen.“

„Ja“, sagte die Witwe und trocknete ihre Tränen. „Beide, auch Leo, wenn er mitgehen will. Hoffentlich gewährt mir Gott für mein Opfer die Seele meines ältesten Sohnes, der sich wieder von unsern Feinden betören ließ. Wenn wir nur dereinst alle im Himmel vereint werden!“

Am andern Morgen kommunizierte die Mutter mit allen ihren Kindern. Dann führte sie Johann und Anton dem P. Becker zu und sagte: „Das Opfer ist gebracht. Möge der Herr es segnen!“

13. Die Entscheidung in Tientsin.

Alles wurde den Tag über zu dem Unternehmen vorbereitet. Der Tao-tai ließ die beiden Brüder vor sich kommen und lobte ihren Heldenmut. Dann stattete er sie reichlich mit Geld aus, das sie sich in den Gürtel einnähen sollten, und übergab ihnen Schreiben an den Tao-tai von Tientsin und Briefe der Missionäre an den französischen Konsul de Chaylard ebendort. „Verbergt die Schreiben gut im Brustflaß oder in den Schuhsohlen“, sagte der Große Mann. „Wenn ihr rechtzeitig Hilfe bringt, so lasse ich auf eigene Kosten euer Fischerdorf wieder aufbauen und ein schönes Kirchlein dazu, sobald wir diese elenden Räuberbanden besiegt und den Frieden wieder hergestellt haben.“

„Und für unsere alte Mutter tragen Eure Hoheit Sorge, wenn wir nicht wiederkommen sollten“, bat Anton.

„Mein Wort dafür! Das gefällt mir, daß ihr Christen auch eure Eltern ehrt“, rief der Tao-tai. „Den Weg nach Tientsin könnt ihr nicht fehlen. Seht hier die Karte! Ihr braucht nur dem Laufe des Flusses zu folgen.“

Als die Nacht eingebrochen war, bestiegen die beiden Brüder den leichten Kahn, auf welchem Leo damals die Hilfe des Tao-tai geholt hatte. Die Mutter und P. Becker gaben ihnen den letzten Segen und nahmen Abschied. „Leo bleibt bei der Mutter“, sagte der Missionär. „Mutig voran!

Alle Kinder im Waisenhaus und wir mit ihnen beten für euch!“

Dann glitt der Kahn leise vom Ufer ab und wurde von der Strömung dem Wassertore zugetragen. Auf ihr Zeichen schwebte das Fallgitter, das hier den Fluß absperrte, leise in die Höhe, und sie fuhren darunter weg aus der Stadt hinaus, deren Wälle und Türme rasch hinter ihnen im Dunkel verschwanden. In der Ferne tauchte eine Reihe von Lichtpunkten auf. „Die Lagerfeuer der Boxer“, flüsterte Johann dem Bruder zu. „Wir müssen uns möglichst dicht unter dem Ufergebüsch halten, daß sie uns ja nicht gewahren.“

„O, ich bin nicht bang. Gerade jetzt beten sie im Waisenhaus die Vitanel“, entgegnete leise Anton. Doch schlug beiden das Herz heftig genug, als sie nun einem Wachtfeuer nahen, das nahe am Ufer brannte. Sie konnten die dunkeln Gestalten deutlich sehen, die sich um dasselbe bewegten und ihre Stimmen hören.

„Sie trinken gerade auf den Tod der Fremden!“ sagte Johann, „da dürfen wir es wagen; denn jetzt haben sie nur für den Krug ein Auge, der die Kunde macht. Leg dich rasch auf den Boden des Kahnes.“

Damit gab Johann dem Fahrzeug einen kräftigen Stoß und duckte sich neben den Bruder. Hilfspend tanzte der Kahn durch die vom Feuer beleuchtete Stelle. Nein, die Wächter hatten ihn nicht gesehen, und sobald man wieder im Dunkeln war, griffen beide zu den Rudern, um möglichst rasch aus dem gefährlichen Umkreis zu entinnen. Geräuschlos setzten sie die Ruderschaukeln in die Wellen, und das Rauschen des Riels wurde durch das Plätschern des Stromes an der Böschung

überdönt. Als der Tag anbrach, hatten sie schon die Stelle erreicht, wo der Hu-to sich mit dem Tschang-ho vereinigt, und vor Abend erreichten sie die Stadt Tsing. So oft sie Schiffen begegneten oder am Ufer verdächtige Banden erblickten, warfen sie die Angelschnur aus und stellten sich, als ob sie fischten. So gelangten sie unbemerkt über Tsing hinaus nach Tsing-hai, und dieser Ort konnte kaum mehr 30 km von Tientsin entfernt sein. Schon atmeten sie auf und glaubten sich jeder Gefahr seitens der Boger entzogen, da ertönte jenseits des dichten Ufergebüsches zu ihrer Rechten plötzlich ein lautes Geschrei und Schießen.

„Geschwind die Angelruten!“ flüsterte Johann, und die beiden Brüder begannen wieder zum Scheine zu fischen, während sie erschrocken auf den Lärm hinsahen, der durch das Bambuswäldchen näher und näher kam.

„Wir müssen an das andere Ufer hinüberfahren“, sagte Anton. „Es scheint mir, es nahen sich fliehende Boger und ihnen auf den Fersen fremde Soldaten.“

Aber bevor sie zwei Ruderschläge getan, erreichte eine Kotte den Strand und ein baumlanges Mensch schrie ihnen zu: „Halt, und bringt den Kahn hierher! Sonst knalle ich euch nieder wie ein paar Wasserhühner.“ Damit schlug er seine Flinte auf Anton an, der keine fünf Schritte entfernt war.

Unwillkürlich bezeichnete sich der Jüngling mit dem Kreuze; denn er erwartete im nächsten Augenblicke die tödliche Kugel. „Oho“, schrie der Mensch, „ihr seid gar Christen! So fahrt zur —!“ In diesem Augenblicke schlug ihm einer der Gefährten die Flinte in die Höhe, daß der Schuß fehl ging.

„Tölpel!“ sagte der Boger. „Spare dein Pulver für den Feind, der uns hart auf der Ferse ist!“

„Min, Min!“ riefen die Brüder im Kahn. „Bist du es? O das hat der Schutzengel so gefügt!“

„Ihr seht es! Aber es ist hier keine Zeit zum Reden! Geschwind! Rettet uns ans andere Ufer!“ rief ihnen der ältere Bruder zu.

Im Nu hatte Johann den Kahn gewendet und half Min hinein. Seine Gefährten schlugen sich, um ebenfalls in denselben zu gelangen. „Stoß ab!“ rief Anton, „der Kahn sinkt sonst, und wir sind alle des Todes.“ Aber bevor man sich vom Ufer losmachen konnte, rauschte es rechts und links in den Büschen. Indische Reiter erschienen. Sie sprengten auf ihren Rossen in den Fluß und schnitten den Bogern jeden Ausweg ab. Der Schuß, der Anton gegolten, hatte sie zur Stelle gebracht. Zwar versuchten einige der Umringten einen letzten verzweifelten Widerstand; der große Boger kämpfte wie ein wildes Tier und wurde schließlich auf dem Fleck von einem der Lanzenreiter niedergestoßen. Der Rest aber ergab sich in sein Schicksal. Alle wurden gefesselt und mit den Böpfen an die Steigbügel der Reiter gebunden. Auch die beiden Brüder Yang, und natürlich Min mit ihnen, teilten dieses Los.

Umsonst versuchte Anton auf Chinesisch, Französisch und Deutsch den Reitern zu erklären, daß er und sein Bruder keine Boger seien, sondern Briefe an den französischen Konsul von Tientsin brächten. Die indischen Lanzenreiter verstanden nur Maratti und die paar englischen Kommandoworte, und Anton konnte sich weder ihnen noch dem englischen Unteroffizier, der sie führte, verständlich machen. Sie lachten

höhnisch und sagten in ihrer Sprache, das werde sich alles finden. Bevor die Brüder ihre Briefe hervorholen konnten, waren ihre Arme gebunden und sie selbst mit den Zöpfen an die Steigbügel eines Reiters befestigt.

„Mut!“ sagte Johann. „Sie werden uns zu einem ihrer Befehlshaber führen und da muß sich der Irrtum aufklären.“

Aber was mußten sie unterwegs schon ausstehen! Sie hatten neben den Rossen herzutrabten, und wenn sie auf dem unebenen Boden elend hinfürzten, riß man sie an den Zöpfen wieder auf oder trieb sie mit den Lanzenspitzen voran. „Ich glaube nicht, daß ich lebend nach Tientsin gelange“, sagte Anton zu Johann, der, an das Nachbarpferd gefesselt, so gut als möglich ihm Mut zusprach. „Ich denke an den Heiland, der für uns unter dem Kreuz gestürzt ist. Wir wollen alles für den armen Min aufopfern.“

Min hörte das; denn er lief nur wenige Schritte hinter seinen Brüdern. Er war der Verzweiflung nahe; kannte er ja das Los der Boxer, die mit den Waffen in der Hand ergriffen wurden. „Hätte ich doch statt dem Vetter Schan meiner Mutter und meinen Brüdern geglaubt!“ sagte er sich jetzt. „Wozu hat unser Aufstand geführt, als die Heimat in das größte Elend zu stürzen? Man hat mich belogen und betrogen! Und fast glaube ich jetzt auch, daß die christliche Lehre die Wahrheit ist. Was soll dann aber aus meiner Seele werden, wenn meine Brüder recht haben? Einerlei! Du hast es verdient! Ernte nun, was du gesät hast!“ So überließ er sich dumpfer Verzweiflung.

Endlich hatten die indischen Lanzenreiter mit ihren Gefangenen eine Vorstadt von Tientsin erreicht. Es lag daselbst

in einer halbzerstörten Pagode ein japanisches Regiment, und diesem übergaben die Inder die gefesselten Boxer. Der Offizier der Wache ließ sie einstweilen in einen Schuppen führen. „Es dauert nicht lange“, sagte er; „binnen einer Stunde kommt der Oberst, und dann sollen sie ihr Standrecht haben.“

Auch den Japanern konnte sich Anton nicht verständlich machen, und der Brief an den Tao-tai von Tientsin, den Johann übergab, machte die Sache nur schlimmer. „Der Tao-tai ist dieser Tage wegen Einverständnisses mit den Boxern öffentlich hingerichtet worden“, sagte lachend der Japaner, als er die Adresse gelesen hatte. „Einen Brief an ihn gereicht euch zu schlechter Empfehlung.“

Dann übergab Anton den für den Konsul de Chaylard bestimmten französischen Brief. Aber der Japaner konnte die Adresse nicht lesen und warf ihn gleichgültig zur Seite. „Barmherziger Himmel!“ rief in Tränen ausbrechend der Jüngling, „wir sind verloren und unsere 18 000 christlichen Brüder mit uns!“

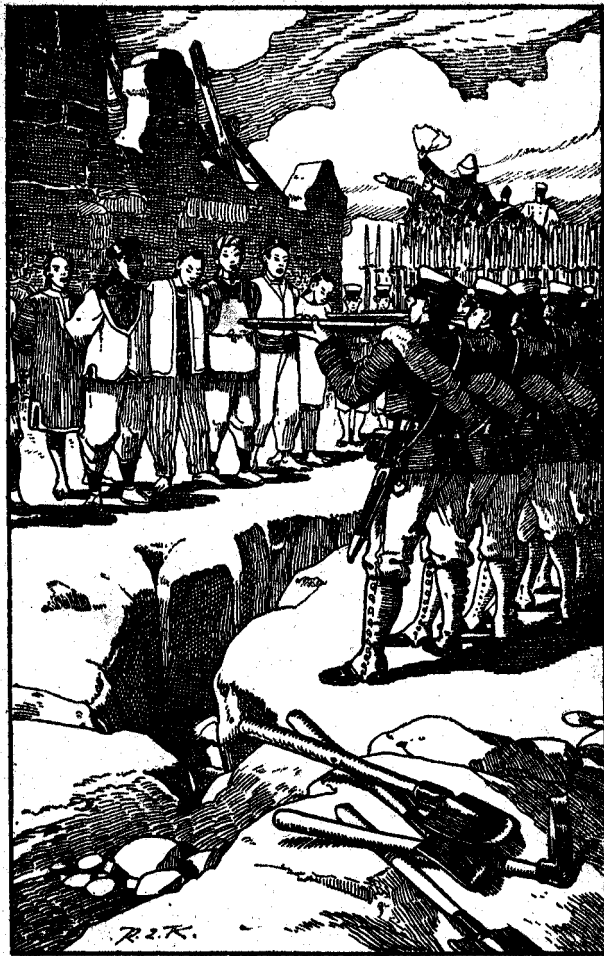
„Schade um den jungen Menschen“, sagte achselzuckend der Japaner, „aber: mitgefangen, mitgehangen!“

In einer Stunde standen alle vor dem Kriegsgericht. Da hätte eigentlich ein chinesischer Dolmetsch die Verteidigung der Angeklagten übersehen müssen. Doch „wozu so viele Umstände?“ sagte der japanische Oberst, da gerade kein Dolmetsch zur Stelle war. „Man hat sie mit den Waffen in der Hand ergriffen; was braucht es da mehr?“ Rasch war also das Urteil gefällt und am nächsten Morgen sollte es vollzogen werden. Es war zu spät geworden, sonst hätte man sie gleich erschossen.

Während der Nacht lagen die drei Brüder gefesselt nebeneinander. Anton war es sterbenselend. Er hatte infolge der schrecklichen Mißhandlung unterwegs Blut gebrochen, und auch jetzt fühlte er einen stechenden Schmerz in der Brust und hustete Blut. Trotzdem machte er den Versuch, Min zu befehlen. Derselbe schüttelte aber, diesmal mehr traurig als trotzig, den Kopf und sagte: „Wenn euer Gott gerecht wäre, so ließe er euch beide nicht also sterben.“ Umsonst suchte ihm der Knabe zu erklären, daß Gott ihnen nicht wunderbare Hilfe schulde, da er im Jenseits den reichsten Lohn bereit habe. Seufzend wandte er sich endlich von Min ab und sagte zu Johann: „Beten wir!“ Und beide Brüder beteten halblaut, bis sie endlich einschlummerten.

Inzwischen hatte eine eigentümliche Unruhe den japanischen Offizier ergriffen. Er konnte den jungen Boger und den Ausdruck seiner unschuldigen Augen nicht vergessen. „Am Ende hätte er doch eine Entschuldigung gehabt, wenn er sich uns durch einen Dolmetsch hätte verständlich machen können“, sagt er sich, und dann fiel ihm der unlesbare Brief ein. „Ich will ihn doch mit auf das Offizierskassino nehmen“, brummte er, „vielleicht daß einer der fremden Offiziere ihn entziffern kann.“

So steckte der Japaner das Schreiben an den französischen Konsul zu sich und ging nach dem Hause in der halbzerstörten europäischen Niederlassung, wo die Offiziere der verschiedenen Truppenteile sich abends zu treffen pflegten. Eben traten zwei deutsche Offiziere ein und riesen nach einer Flasche Exportbier. Diesen zeigte der Japaner den Brief, und sie sagten sofort, das Schreiben sei an den französischen Konsul



Anton und seine Brüder erwarteten den Tod. Da hörten sie rufen: „Galt, Galt!“

gerichtet, hielten sich aber nicht für berechtigt, dasselbe zu lesen, und wollten dem japanischen „Herrn Bruder“ erklären, wo dasselbe abzugeben sei. Da aber kein Dolmetsch zur Stelle war, sagte der eine der Offiziere, er wolle den Brief selber an seine Adresse besorgen. Es wurde aber spät, ehe die beiden Offiziere das Kasino verließen; sie hatten eben keine Ahnung, daß das Leben von zwei Unschuldigen von der rechtzeitigen Abgabe des Briefes abhängt.

Es war morgens 8 Uhr — die Stunde für die Hinrichtung der gefangenen Bozer! Eine Abteilung Japaner war dazu kommandiert. Man führte die Verurteilten ein paar hundert Schritte weit an den Wall und hieß sie ihr Grab selbst graben. „Der liebe Gott will uns nicht hienieden, sondern im Jenseits belohnen“, sagte Anton gefaßt zu seinem Bruder Johann. „Mut, gleich sind wir bei Gott!“ — „Ja, Toni“, erwiderte dieser gefaßt, „und du, Min, rufe den Belohner des Guten und den Bestrafer des Bösen um Barmherzigkeit an.“

Die letzten Schaufeln Erde waren nun aus der Grube herausgeworfen. Man stellte die Todesopfer an ihren Rand; auf zehn Schritt Entfernung standen die Schützen schon schußbereit. Anton und seine Brüder erwarteten jeden Augenblick den Tod. Da hörten sie hinter sich rufen und schreien. Mehrere Offiziere sprengten heran und riefen schon von ferne: „Halt, halt! Ein Irrtum! Wo sind die Brüder Yang?“

Es war der französische Konsul, Herr de Chaylard, und einige französische Offiziere, die eben noch im rechten Augenblicke gekommen waren. Glücklicherweise war Herr de Chaylard

frühzeitig genug aufgestanden und hatte den während der Nacht abgegebenen Brief gleich gelesen. Da er wußte, daß am Abend vorher Boger eingebracht und zum Tode verurteilt waren, kam ihm gleich der Gedanke, die „Brüder Yang“, die Überbringer dieses Briefes, möchten irrtümlich unter ihnen sein; sie hätten ja sonst gewiß das Schreiben persönlich abgegeben. Er warf sich also sofort aufs Pferd und eilte zur Hauptwache und von dort in Begleitung eines Dolmetsch und einiger Offiziere zum Richtplatze; denn er fand auf der Liste der Verurteilten die Namen der Brüder Yang. So kam er gerade noch rechtzeitig, um sie zu retten.

Vor dem französischen Gesandten wurde das Verhör über die drei Brüder nochmals vorgenommen. Es stellte sich natürlich heraus, daß Anton und Johann statt des Todes das höchste Lob verdienten. Man freilich mußte seine Schuld gestehen; man ließ ihn aber auf die Bitte seiner Brüder und die Fürsprache des Konsuls hin ebenfalls frei, da man die ausgestandene Todesangst als eine genügende Strafe betrachtete.

Sofort wurde dann auf das Schreiben der Missionäre und den mündlichen Bericht Antons hin ein französisches Korps nach Hian-hien entsendet. Es kam noch rechtzeitig an, um in dieser Stadt und den andern besetzten Plätzen etwa 18000 Christen zu retten, die in der höchsten Not geschwebt hatten. Man kann sich den Trost der alten Mutter Yang denken, als sie ihre beiden Söhne, die so viel zu dieser Rettung beigetragen, wieder umarmte und zugleich mit ihnen Min, den ältesten, jetzt als Katechumenen zurückerhielt.

Bald nachher starb sie zufrieden und gottergeben, und nicht viele Wochen später folgte ihr Anton in ein besseres Leben. Das Brustleiden, das er sich bei dem Rettungswerke zugezogen, hatte sich rasch verschlimmert. „Ich will im Himmel für euch alle beten“, sagte er sterbend, „daß diese Zeit der Heimsuchung rasch vorübergehe. Und wenn ihr dann nach St Peter zurückkehren könnt, so gedenkt beim freudigen Einzug auch meiner. Im Himmel sehen wir uns wieder!“